

SCHLÜSSEL ZUM WELTGESCHEHEN

Monatshefte für Natur und Kultur in ihrer
kosmischen Verbundenheit

1928

4. Jahrgang

Heft 5

ZEITSPIEGEL

Die Einleitung zu diesem Schlüsselheft möchte ein Erlebnis aus einem frühesten Semester unserer Studienjahre streifen. Im Vollbesitz jugendlichen Strebens und Erkennenwollens war über die konkreteren Naturwissenschaften hinaus nie der Anschluß an Philosophie und Literatur versäumt worden. Und kein Geringerer als Goethe mußte hier vorbildlich wirken. Und in hoher Erwartung war eine zweisemestrigte Vorlesung über Goethes „Saufst“ belegt worden. Um — inmitten des ersten Semesters schon die Sucht zu ergreifen. Weil es ratsam schien, an Stelle vorgetragener philosophischer Ameisenzerklitterung seine Zeit besser zu verwenden und mit Goethe geheime Zwiegespräche dort zu halten, wo Wipfel flüstern, Berge recken oder Bäche rauschen. Denn dieser Goethehochschullehrer war so unbescheiden gründlich, daß er zwei Stunden brauchte, um zu enträtseln, warum Goethe „des Lebens goldnen Baum“ (Saufst 1. Teil) nun „grün“ sein läßt.

Schlüssel IV, 5 (9)

Gold kann nicht grün und grün nicht gold sein! Berge zweifelhaftester Weisheit waren offenbar über dieses Goethewort schon getürmt worden, und wer dies alles wußte und zu Vergleichen darüber bereit war, schien als tüchtiger Goetheforscher besonderen Anspruch auf wissenschaftliche Lorbeeren zu haben.

Die Erinnerung an dies Hochschulintermezzo befiel uns beim Blättern in einem Werke, das Frank Thieff in vierter veränderter Auflage im letzten Jahre unter dem Titel „Das Gesicht des Jahrhunderts“ (Briefe an Zeitgenossen) erscheinen ließ. Ein buntes Mosaik von Äußerungen über Lebensführung und Erziehung, Journalismus und Politik, Dichtung und Architektur, bildende Kunst und Musik, Tanz und Kino, Religion und — Wissenschaft. Universal tendiert, klar hingegossen und einheitlich verwoben in den Grenzberührungen. Man braucht nicht alles zu unterschreiben, was in diesem Buche steht, wird es

aber dennoch beachtlich finden und aufhören müssen. Der Verfasser hat sein Streben in bereits vielen Werken der Welt offenbart, und was er will, reicht offenbar weit über individuellen Subjektivismus hinaus. Ihm ist es um die Erkenntnis ewiger Dinge zu tun, um Leid und Tod, kosmische und seelische Gesetze, Unsterblichkeit und Reinkarnation. Dazu ist ein neuer Mensch nötig, der aus neuem Weltsehen und neuem Schicksalsgefühl heraus sein Dasein lebt. Wer dies erstrebt, muß schon irgendwie gegen den Strom schwimmen oder er ist „ein Poseur, wie etwa der programmatische Expressionist, der einen Gott predigt, an den er nie und nimmer in seinem Herzen glaubt“.

Hart genug geißelt Thieß das Spezialistentum unserer Zeit, eine Zeit, die nicht Erkenntnis, sondern Kenntnis unterbreitet, die nicht Begreifen, sondern Wissen übermittelt, die nicht Sehnsucht, sondern sachliche Eingeschränktheit predigt. Es wird an das Schicksal eines jungen Privatdozenten erinnert, der es wagt, außerhalb seines streng umgrenzten Gebietes noch nach anderer Wissenschaft zu trachten, etwa die Kunst mit der Philosophie, oder die Philosophie mit der Mathematik, oder am Ende alle drei zu verbinden und über Vergleich und wechselseitige Verbindung zum Wesen der Dinge vorzustoßen. „Ich bin überzeugt,“ sagt Thieß, „daß die Empörung der Akademie gegen Spengler nicht so sehr auf seine Theorie vom Untergang des Abendlandes zurückzuführen ist, als vielmehr auf seine Methode. Um zu diesen kühnen Resultaten zu

kommen, mußte er die Tore weit öffnen und in Kunst, Philosophie, Mathematik, Physik, Naturwissenschaften ebenso sehr wie in Religion, Architektur, Sprachvergleichung einzudringen suchen.“ Jedenfalls versuchte Spengler die entsetzliche Ergebnislosigkeit unserer Geschichtswissenschaft versuchsweise dadurch zu überwinden, daß er das formal Darstellende beiseite schob und dafür aus Sinn und Notwendigkeit heraus gestaltete. Die Gefahr für ihn, als Dilettant verachtet zu werden, war somit nicht abzuwenden.

Nach des Verfassers Worten ist Spezialisierung, im Taylorsystem etwa bis zur seelischen Solter getrieben, das Kennwort aller Methoden unseres Jahrhunderts. Darüber muß die Kultur zugrunde gehen. Die Abkehr von der Methode der Spezialisierung verbietet durchaus nicht jede wissenschaftliche Gründlichkeit, denn „so wenig das Gegenteil zum Brunnen die Pfühe ist, so wenig ist wissenschaftlicher Dilettantismus das Gegenteil von Spezialisierung... Weisheit hat mit Wissen so wenig zu tun, wie Körpergröße mit Bedeutung“. Wir müssen erkennen lernen, daß nicht Quantität des Wissens allein den Gelehrten ausmacht, sondern jener Geist, der aller Singularität entsagt und in der Wesensschau der Dinge wurzelt. „Ich möchte glauben, daß die Antriebe zur Spezialisierung in der Wissenschaft dem Bedürfnis nach Vertiefung entsprangen. Man wollte mehr von den Dingen wissen, als man wußte, und da man nicht Zeit hatte, das Ganze zu erfassen, vertiefte man sich in seine Teile. Doch schon hier

mußte die tödliche Starre lähmend ihre Schatten über die Arbeit werfen. Indem man in der Analyse des einzelnen weiter als die Lehrer ging, verlor man den Blick über das Ganze. Goethe wußte noch, was wissenschaftliches Schauen war. Je mehr man die lebendige Beziehung der Teile zueinander verlor, um so heftiger versuchte man den Verlust durch partielle Analyse auszugleichen. Um so weiter entfernte man sich von dem ruhigen und glückhaften Bewußtsein, das dem Forscher das Erschauen einer lange gesuchten Wahrheit gibt."

Vielleicht sieht der Verfasser in manchem gar zu schwarz. Denn vieles, was er fordert, reißt ja mählich zur Einsicht auch gerade in der Gelehrtenwelt heran. Wohl sehr zu recht haben wir deshalb im Dezemberheft des letzten Schlüsseljahrgangs vorgetragen, was etwa zwei so bedeutende Hochschullehrer, wie Ernst und Sauerbruch neuerlich betont haben, sofern sie dem „Naturshauer“, der „Intuition“ und Goethescher Perspektive ihre ungeheuren Werte einräumen. Und aus demselben Geist heraus hat ja auch unser Mitarbeiter W. Richard versucht, einen Parallelismus zwischen Hörbiger und Spengler aufzudecken. Was uns nützt, einzusehen, läuft dahin, daß Saust der wissenschaftliche Mensch einer Kultur, Wagner dagegen viel zu viel der wissenschaftliche Mensch unserer Zivilisation bedeuten. „Auch wir werden es bis zum Homunkulus bringen und vor dem Werke dann wie der Affe Gottes stehen, der den Klob formen, aber den lebendigen Odem

nicht einblasen kann, weil er nur einen Blasebalg in der Brust trägt.“ Das mag wiederum recht betrübend klingen, und wenn Thieß glaubt, sagen zu müssen, daß Wagner die Einsicht in seine Dürftigkeit nie dämmern wird, er nie ein Saust werden kann, d. h. mit anderen Worten, der wissenschaftliche Mensch unseres Jahrhunderts aus seiner Spezialisteneitelkeit den Anschluß an schöpferisches Forschen nicht mehr findet, so möchten wir die Hoffnung auf eine Umkehr doch nicht schwinden lassen. Wer die Nöte der Zeit zu meistern sucht, wird immer hart werden müssen und unter Umständen die Polemik auf die Spitze treiben. Wer besonnen ist, versteht gern die aus innerer Pein geborenen Rufe des Propheten in der Wüste. Erfüllt sich in mittelbarer Zukunft nur ein Teil von dem, was an berechtigten Forderungen in diesem Buche geschrieben steht, so können wir zufrieden sein. Weil darüber hinaus aber dieses Buch ungemein aufrüttelt und zur besinnlichen Einkehr zwingt, kann es nur wärmstens empfohlen sein. Es ist in gewissem Sinne ein Auftakt zu dem, was in unseren Schlüsselheften ja schon mehrfach ausgesprochen wurde und was gerade in den hier anschließenden Beiträgen von Georg, Daqué oder Erdmann sich widerspiegelt. Und was Hinzpeter als Mythenforscher gegenwärtig unseren Freunden unterbreitet, ist ganz aus jener Wessenschau geboren, um die wir kämpfen, und die bei ihm eine erfreulich konkrete Formulierung findet.

Es ist der Geist, der auch Maurice

Maeterlinck zu eigen, wenn wir sein seltenes Werk „Das große Rätsel“ erlebnisstark erfassen. Sagt doch Maeterlinck darin bezeichnend genug: „Woher kamen unseren prähistorischen Vorfahren in einer Nacht und einer Verlorenheit, die man sich als furchtbar vorstellt, diese außerordentlichen Eingebungen, diese Kenntnisse und Gewissheiten, die wir kaum wieder erobern? Und wenn sie recht gesehen haben in diesen Dingen, haben wir nicht Ursache, uns zu fragen, ob sie nicht richtiger und weiter gesehen haben als wir in vielen anderen Fragen, die bisher unserer Nachprüfung entgangen sind? Sicher ist es, daß sie hinter sich einen Schatz von Überlieferungen, Beobachtungen, Erfahrungen, kurz gesagt, von Weisheit haben mußten, von dem wir uns schwer einen Begriff machen können, aber auf den wir in Ermangelung von Besserem wohl etwas mehr vertrauen könnten als wir es tun, und von dem wir Gebrauch machen könnten, um unsere Furcht zu stillen, unsere Zukunft jenseits des Grabes zu erkennen und unser Leben zu führen.“ Und selten erschütternd stellt Maeterlinck etwa die Frage, welche tiefe Wahrheit der Sintflutlegende der Menschheit zugrunde liegt und warum wir bis heute noch nichts davon wissen! Und eigenartig, wenn im System Hörbigers ein substantieller Äther eine so außerordentliche Rolle im Rhythmus alles Weltgeschehens spielt, so erinnert auch Maeterlinck an die nicht zu verkennende Bedeutung dieses Äthers,

dieses kosmischen Fluidums, dieser Quelle von allem, was ist, die die Urreligion Akasha nannte und die von Echo zu Echo das Telesma des Hermes Trismegistos wird, das lebendige Feuer des Zoroaster, das schöpferische Feuer des Heraklit, das Ignis subtilissimus des Hypokrates, das astrale Licht der Kabbala, das Pneuma des Galenus, die Quintessenz und Azoth der Alchemisten, der Lebensgeist des heiligen Thomas von Aquino, die subtile Materie des Descartes, der Spiritus subtilissimus des Newton, das Od des Reichenbach und des Carl du Prel, „der unendliche, geheimnisvolle und immer bewegte Äther, aus dem alles hervorgeht und in den alles zurückkehrt“.

Es bereitet gewiß schon einen hohen Genuß, im Schrifttum der Zeit und auch dem der Vergangenheit auf Entdeckungsfahrten zu gehen, herauszuschälen, was der grauenhaften Verwirrung unserer forschenden Zeit zur Befreiung winkt, und um insbesondere denen dadurch ins Gewissen zu reden, die nicht müde werden, eine Weltanschauung vom Format der Weltelehre etwa mit der Miene eines mehr als harmlos eitlen Wagnerwissens zu bekritteln. Sie werden meistens gar nicht merken, daß ihre Methode des Zerlegens durch jene des Erfühlens überboten wird, gemäß dem Goethewort, daß das Höchste, wozu der Mensch gelangen kann, das Erstaunen ist und er zufrieden sein soll, wenn ihn das Urphänomen in Erstaunen setzt.

Bm.

EUGEN GEORG / ÜBER DIE KOSMISCHE KOMPONENTE ALLER ERKENNTNIS

Auf mechanistischen Fundamenten ist der Riesenbau der modernen europäischen Wissenschaften errichtet. Einst, noch zu Anfang des Jahrhunderts, galten diese Fundamente als unerschütterlich, ein riesenhafter und glorreicher rocher de bronze schien da gegossen, modelliert und für Ewigkeiten aufgestellt über einem lustvoll-sinnvollen Koordinatensystem von Logik und Empirie. Die Vernunft ward zum Himmel erhoben und der Geist als Funktion der Materie erklärt.

In Europa, der Welt des intellektuellen Menschen, geht Erkenntnis den Weg über die Naturwissenschaften.

Trotzdem die materialistisch eingestellte europäische Wissenschaft sich bewußt war, nur einen Ausschnitt, nur Bruchteile der im Naturganzen wirkenden Kräfte, der in der Natur überhaupt ablaufenden Geschehnisse erfassen zu können — hat sie versucht, mit ihrem Teilwissen, mit ihrem Wissen von nur Teilen, die Totalität, die Gesamtheit alles Naturgeschehens zu erklären.

Ein Versuch, der — kein Wunder! — Stückwerk, zerbrechlich, ohne dauerhaftes Ergebnis bleiben mußte.

Die europäische Wissenschaft war imstande, aus der unübersehbar reichen, schier unerschöpflichen Schatzkammer der natürlichen Tatsachen — dem magnum thesaurum aller Naturereignisse — foundso viele materielle Tatsachen herauszuschälen.

Sie war imstande, diese Tatsachen zu

gruppieren. Zwischen ihnen gewisse Beziehungen, Zusammenhänge, Beeinflussungsmöglichkeiten festzustellen — ohne aber jemals etwas von Ursprung und Ziel jener Tatsachen zu wissen, — ohne aber jemals etwas vom Wesen jener Beziehungen aussagen zu können, — ohne jemals zuzugeben, daß jeder Tatsache eine Ursache vorhergehen muß!

Wir kennen also gewisse Tatsachen und kennen gewisse ihrer gegenseitigen Beziehungen. Wir haben das alles in eine Art System gebracht. Von den Wirkungen der Tatsachen wissen wir etwas, von dem Wesen, von den Gründen der Wirkungen aber wissen wir nichts.

Wenn nun die Erkenntnis nicht nur der Oberfläche, der Außenseite, der Fassade der Dinge zugewandt ist, wenn sie sich nicht mit der Anschauung nur der formalen Technik eines Ablaufs begnügt, sondern tiefer schürft, an den Kern, an das Wesen der Dinge selbst sich herantasten will: dann genügt ihr nicht das Wissen von den tatsächlichen Zusammenhängen und von Gesetzen, die die (materiellen) Tatsachen und ihre (äußeren) Beziehungen untereinander regieren.

Für solche Erkenntnis handelt es sich um das Wissen von den immateriellen Zusammenhängen, um das Wissen von den ursächlichen, kosmisch-geistigen Antrieben allen tatsächlichen Geschehens.

Mit unseren Sinnen erleben wir eine Welt der Tatsachen. Der unsicht-

baren, unbekannten, unfassbaren Welt der Ursachen — die zwangsläufig hinter dieser Tatsachenwelt verborgen sein muß — stehen wir so gut wie ahnungslos gegenüber.

Aber in allen, auch in den alltäglichsten und nüchternsten Ereignissen bleibt ein Rest, ein Maximalfaktor von Unklärlichem, Unfassbarem, Gespenstischem, Unheimlichem übrig. Das ist die kosmische Komponente allen Geschehens in der Welt! Wir glauben zu wissen, wir glauben, exakt zu sein. Aber wir verschließen nur das Geheimnis. Wir deduzieren es zu. Wir befehlen zu diesem Zweck eine Nomenklatur. Wir geben dem Geheimnis einen wissenschaftlichen Namen, eine gelehrte Etikette — und damit, damit sind wir zufrieden und haben, so reden wir uns wenigstens ein, das Geheimnis entzaubert, enträtselt, sein Wesen erhellt.

An eben dieser Stelle (Heft 1 dieses Schlüsseljahrgangs) hat Professor Dr. Briefs in seinem Aufsatz „Lebendige Wissenschaft“ auf eine immer mehr, auch im akademischen Geistesleben, in Erscheinung tretende, sich immer bedeutsamer in den Vordergrund schiebende neue metaphysische Mentalität, eine kosmisch orientierte Weltauffassung hingewiesen.

Sie mag in den Stürmen und Verzweiflungen des Weltkriegs ihre seelische Wurzel haben. Aber es scheint daneben ein neues Zeitalter der Menschheit im Werden. Chaos und Katastrophen haben es vorbereitet, wir haben demütigt und erschüttert welt-

geschichtliche Zusammenbrüche erlebt — Zusammenbrüche tausendjähriger Reiche und Zusammenbrüche sozialpolitischer und künstlerischer und wissenschaftlicher Weltanschauungen.

Aber das neue Zeitalter — wir alle hoffen: ein Zeitalter geistiger Neubebung, ein Zeitalter eines holden und glorreichen Aufstiegs der Menschheit und einer besseren Zukunft —, es scheint für seine neue Erkenntnis auch einen neuen Weg zu brauchen: den Weg über die erweiterten Naturwissenschaften.

Es gibt eine Stufenleiter. Sie beginnt mit den „exakten“ Naturwissenschaften. Sie setzt sich fort im sogenannten Okkultismus (Parapsychologie). Sie findet Krönung und Höhepunkt in der Magie.

Naturwissenschaft ist das Wissen von den (materiell in Erscheinung tretenden) Tatsachen — als Wirkungen und Ergebnisse unbekannter Ursachen! — und von Beziehungen der Tatsachen untereinander.

Okkultismus (Parapsychologie) ist Erweiterung dieses Wissens. Unter Umständen Erweiterung in grandiosem Maßstabe. Die Grenzen wissenschaftlicher Erkenntnis werden ein Stück weiter hinausgerückt. Okkultismus (Parapsychologie) ist heute bereits als empirische Wissenschaft, als empirische Metaphysik zu werten. Sie studiert den riesigen, fast nicht zu übersehenden Komplex der „magischen“ Phänomene des Seelenlebens, überhaupt der metaphysischen-höherphysikalischen Phänomene. Aus einem dilettantischen Anfangsstadium ist sie längst heraus. In

den letzten Jahrzehnten, aus dem Inland wie aus dem Ausland, zu fast allen Fragen des Okkultismus (Parapsychologie) ist so viel und so bedeutungsvolles, ja entscheidendes Material herangezogen worden, daß der Okkultismus (Parapsychologie) heute bereits als völlig gleichberechtigt unter die sonstigen Disziplinen der allgemeinen Wissenschaften eingereiht werden muß. Übrigens berührt sich die exakte, noch materialistisch orientierte offizielle Universitätswissenschaft längst mit parapsychologischer Forschung. Die Grenzgebiete europäischer Wissenschaften — Atomtheorie und Periodizitätslehre, Kolloidchemie und Biotechnik, Historionomie, Relativitätslehre, Psychoanalyse, biopsychische und hypnotische Therapien — sind identisch mit den diesseitigen Grenzgebieten des Okkultismus.

Die Naturwissenschaften sind das Ergebnis von empirischen Forschungen innerhalb einer sinnlichen — also innerhalb einer durch Sinne wahrnehmbaren und die Sinne beeinflussenden — Tatsachenwelt. Diese ist mit physischen Mitteln ergründbar, das heißt hier: sie ist eine Welt, in deren Laboratorien mit Physik, Chemie, mit einem Wort, mit physischen Kräften, das Auslangen gefunden wird.

Okkultismus (Parapsychologie) ist eine Naturwissenschaft höheren Stiles, eine Naturwissenschaft, die mit dem Exponenten „psychische Kraft“ arbeitet. Es wird Mühe und Forschung von Generationen kosten, den enormen Komplex von „okkulten“ Phänomenen dem Wissen der Menschheit zu er-

schließen. Es handelt sich um Eroberung eines unermesslichen, in seinen äußersten Grenzen überhaupt noch nicht zu übersehenden Neulands. Erst einzelne, im Verhältnis zum Ganzen sicher unbedeutende Randbezirke dieses Wissensgebietes sind bisher durchforscht worden. Und auch diese „okkulte“ Welt ist immer noch eine Welt der Feinstoffe, der Okkultist, vor allem der der niederen Experimente — Telepathie, Telekinese, Materialisation — bewegt sich immer noch in materiellen oder halbmateriellen Regionen.

Erst die Magie bewegt sich in rein immateriellen Gestaltungen.

Erst die Magie webt bereits im Reiche der Ursachen. Immaterielle Energien sind ihre Komponenten, die als Resultierende ein — scheinbar abstraktes — Welten- und Menschen-schicksal, einen Schicksalsablauf, ein Ethos — immer nach einer positiven oder negativen Seite hin — ergeben. Aber Magie ist Sinn und Geheimnis der Kräfte der Natur, der manifestierten Welt, des Lebens, des Menschen. „Magie“ ist das, was „Macht“ gibt. Was Teilhaberschaft gibt an jenen Dingen, die in der Welt wirkliche „Macht“, endgültige Macht auch jenseits von Gut und Böse, jenseits Leben und Sterben haben. Was eben an die kosmische Komponente des Lebens rührt — des Lebens, des Ablaufs, des Schicksals der Naturkräfte, der Substanz, des astrophysikalischen und irdischen Einzel- und Massenindividuum.

Einer rein auf Tatsächliches eingestellten Mentalität genügen Vernunft, Verstand, Logik, genügen die

natürlichen Sinne und die künstlichen Hilfssinne und Werkzeugsinne (Instrumente) zur Erfassung, Registrierung, Erkennung der sichtbaren, hörbaren, tastbaren, in zeitlicher und räumlicher Richtung verlaufenden KR3-Welt (Körper-Raum-Zeit-Welt).

Für die Erkenntnis der verborgenen, „okkulten“, KR3-losen (also unsichtbaren und unhörbaren, nicht mehr tastbaren, nicht mehr zeitlichen und räumlichen Abläufen unterworfenen) Ursachenwelt, d. h. also zur Erkenntnis der Ursachen aller Tatsachen — genügen diese Sinne nicht. Da muß das Rüstzeug der höherphysikalischen und geistigen Laboratorien in Aktion treten. Im Bereiche des psychischen Laboratoriums das Medium mit all seinen mannigfaltigen mediumistischen Fähigkeiten. Im Bereiche des magischen Laboratoriums überhaupt nicht mehr materielle, körperliche, sinnliche Apparaturen, sondern ganz und gar übersinnliche: die höheren Bewußtseinszustände: Inspiration, Ekstase, Intuition, Genialität, Prophetismus.

Das sind Steigerungen und Superlative menschlichen Bewußtseins. Sie sind es in solchem Ausmaße, daß sie — mögen sie immerhin Voraussetzung letzter, höchster Erkenntnis und Weisheit sein — für die Vernunft, die durch das Tagesbewußtsein hindurch arbeitet, gar nicht existieren, daß sie für die Vernunft inhaltslos, sogar nur phantastische Worte sind.

Der Mensch der höheren Erkenntnis,

der magische Mensch, trägt in sich kosmische Mentalität. Er hat die Sinne für die „In-Eins-Verwobenheit allen Seins“ (Briefs) bereits erschlossen. Die „okkulten“ Welten — sie werden für ihn nicht mehr lange okkult bleiben. Das Verborgene, es wird ihm aufgetragen, die Finsternis wird ihm von Licht durchflutet werden. — Wie weit? So weit, soweit eben die großen Geheimnisse der Schöpfung mit menschlichem Geist erfassbar, ergründbar, entzifferbar sind.

Aus seiner Erkenntnis, aus seinem tiefsten Bewußtsein heraus, intuitiv wird dem magischen Menschen jedes Geschehen, jedes Erlebnis eine Offenbarung des höchsten schöpferischen Prinzips. Er fühlt sich eins mit dem Makrokosmos — der die sinnliche Körper-Raum-Zeit-Welt in sich begreift, potenziert und differenziert durch alle Körper-Raum-Zeit-lose Welten: alle höher sinnlichen, übersinnlichen und unsinnlichen Welten und Dimensionen des Erfühlbaren, Erdenkbaren, Möglichen und Elementaren.

Der magische Mensch gliedert den riesigen Komplex der metaphysischen Wissenschaften seinem erweiterten Weltbild ein — und baut damit, mit den letzten Auswirkungen eines solchen Erlebnisses, an Fundamenten einer rationalen und revolutionierenden wissenschaftlichen — und wirtschaftlichen und ethischen — allgemeinen Neuordnung.

An den Fundamenten einer neuen Kultur!

★

PROF. DR. EDGAR DACQUÉ / VOM WESEN DER ERKENNTNIS¹

Es ist nachgerade ein erkenntnistheoretischer Irrtum geworden, mit der bisher allein angewendeten äußerlichen rationalen, rein raumzeithaften Denkrichtung und Methode zu einer Erklärung der Naturformen vordringen zu wollen. Mehr und mehr verzichtet auch die Schulwissenschaft, zunächst noch gefühlsmäßig, auf den Anspruch, wirklich zu erklären. Es wird ihr allmählich bewußt, daß ihre „Erklärung“ stets äußere Beschreibung bleibt. Ein Mineraloge von Namen, dem das Rüstzeug seiner zweihundert Jahre alten Wissenschaft zur Verfügung steht, hat ausgesprochen, er wisse heute weniger als je, was ein Kristall sei. Aus anderen Wissenschaften kann man Entsprechendes anführen. Wesen und Ursache der uns bekanntesten Dinge sind uns trotz aller Forschung fremder als je. Die Abstammungs- oder Entwicklungslehre wurde seinerzeit nicht zum wenigsten deshalb begrüßt, weil man glaubte,

mit ihr die Formel gefunden zu haben, hinter die Ursache der organischen Formenbildung zu kommen. Jetzt aber ist die Biologie auf dem Weg, zu wissen, daß nichts von alledem, was wir Mechanik, Anatomie, Vererbungslehre, Stammesgeschichte nennen, uns irgend etwas „Ursächliches“, d. h. etwas vom Wesen der Gestaltungen erfahren läßt...

Das innere Ursächliche, der „Innenraum des Daseins“ mag dort betreten werden, wo man ihn in der Form und durch die Form als seinem Symbol erschaut, wo die Form selbst symbolisch erlebt und gedeutet zu werden vermag. Das ist zugleich die älteste Art menschlichen Naturwissens, die wir kennen: die mythische, worin Wissenschaft und Religion eins waren...

Wissenschaft im eigentlichen Sinne ist eben nur Erkenntnis, soweit sie Deutung bringt; andernfalls ist sie Stoffhäufung. Sie ist nicht einmal Erkenntnis, wenn sie nur Begriffe bildet. Denn auch die Begriffe sind nur insoweit Erkenntnis, als dahinter die Wesenheit erschaut wird. Daran kann das, was Wissenschaft hervorbringt, seinem inneren Wert nach gemessen werden. Wir stellen also an die Wissenschaft, damit wir sie als eine solche bezeichnen können, die Forderung, daß sie uns den natürlich gesammelten Wissensstoff, die Menge der äußeren Erfahrung zwar zu Begriffen ordne, aber uns über die Begriffe hinaus erst zu Deutungen führe; daß sie uns das un-

¹ Wir geben im folgenden mit gütiger Erlaubnis des Verfassers ein paar stark gekürzte Abschnitte aus seinem neuesten, soeben im Verlag von R. Oldenbourg, München, erschienenen Werke: „Leben als Symbol“, Metaphysik einer Entwicklungslehre, wieder. Es möchten diese Ausführungen unseren Lesern zugleich einen Aufsatz geben zum Studium des augenblicklich erscheinenden Hingpeterschen Werkes: „Urwissen von Kosmos und Erde“ (R. Voigtländers Verlag, Leipzig), das die Weltweislehre im Spiegel der Mythologie aufzeigt. Anm. d. Schriftleiter.

mittelbar sinnenhafte Erfahren, das sie in Begriffe gekleidet hat, wieder durch die Begriffe hindurch zu einer wahren Erkenntnis gedeihen lasse. Das aber kann nur heißen: das Vergängliche werde zum Gleichnis. Und danach ist der innere Wert des Wissens zu beurteilen.

Wahre Erkenntnis ist ein Erleben, durch das der innere Menschenwert wächst oder, was dasselbe ist: der Mensch zu sich selber, zu einer wahren Idee oder Aufgabe kommt. Und dies weist ihn über seine Beschränktheit hinaus auf ein Jenseitiges, ein Ewiges. Es ist ein Irrtum, zu glauben, man könne überhaupt wissenschaftlich beobachten und wissenschaftliche Begriffe bilden, ohne vorher schon jenes innere Erlebnis gehabt zu haben. Ehe der Menscheng Geist sich erschloß, Wissenschaft zu treiben, ehe es aus seinem unbewußten Inneren herausbrach, so sich zu sehen, daß er überhaupt zu einer wissenschaftlichen Fragestellung kam, hatte er unbewußt tiefe wahre Deutung von seiner Geschichte wie vom Leben des einzelnen. Ja, wenn nicht unmittelbare Erkenntnis des Daseins in uns lebte, würden wir nie Mensch geworden sein, und nie wäre das Bedürfnis auch nach begrifflicher Wissenschaft aufgestiegen. Wäre nicht unmittelbare Erkenntnis von Anfang an da, so würde der Mensch gar keine Stellung zur Welt haben einnehmen können, die ihn endlich und nebenbei auch zu einer reflexionsmäßigen Wissenschaft und Philosophie brachte. Noch weniger würden die Menschen in Mythen und Religionen ein Wissen

niebergelegt haben, das an Frische des Erlebens und dauernder Wahrigkeit weit über alles hinausgeht, was die Wissenschaften der einzelnen Kulturen bis jetzt begrifflich festlegen konnten und erfunden haben — ein Wissen, das so sehr wirklicher Erkenntnis voll ist, daß wir gerade durch das Wiedererfassen des Deutungs-Mythischen zu großen, von unserer rationalen Forschung uns versagt gebliebenen Erkenntnissen kommen können, wenn wir richtig in sie eindringen und sie zu verstehen beginnen...

Erkenntnis also kommt weder vom gehäuften Stoff, noch von einer „genügend“ lange fortgesetzten äußeren Beobachtung, als vielmehr davon, daß wir an jene Stelle gelangen, wo schon die einzelne, uns zum Bewußtsein kommende Erscheinung den ganzen Schatz innerer Erkenntnis aufzuschließen vermag, damit wir von da aus durch das Äußere hindurch unmittelbar in das eigene Innenwesen, das auch Innenwesen des Daseins ist, eindringen. Die Innenwelt als das wirkliche Dasein ist so durch unmittelbare Erkenntnis zugänglich am einzelnen Ding.

Die Wissenschaft soll äußeres Vielerlei ordnen; dazu dienen die Begriffe. Aber durch dieses Ordnen soll sie das Innenwissen erst zum Bewußtsein wecken und bewahren; nicht unterdrücken; nicht sich an seine Stelle setzen als Götzen; nicht glauben, sie schaffe Wissen und Erkenntnis schon von sich aus allein durch Begriffe. Sie soll Dienerin des Blickes auf das Ewige, nicht maßgebende Herrin sein; sonst verfehlt sie ihren Sinn ebenso, wie

im Märchen die eitle Magd, die durch Anlegen eines schillernden Kleides glaubte, schon Königin zu sein. Meint sie nur sich, setzt sie ihr Häufen und Sammeln anstatt der Wahrheit, also ein sinnenhaftes Wissen um einzelnes Vielerlei anstatt Erkenntnis, so ist sie bloß eitel oder schädlich. Verharrt sie aber bewußt in dem Als-ob-Denken, und weiß sie, daß ihre Begriffe nur den Sinn von hindeutenden Marken und Merkzeichen haben, nicht unmittelbare Erkenntnis selber sind, so kommen sie mit wahrer Bescheidung dazu, das Geschehen, das Ding als Symbol des einen Daseins zu lieben, und es uns zu innerer Erkenntnis gebeihen zu lassen. Daher ist wahre Wissenschaft und Philosophie symbolisch gerichtet. Soweit uralte Philosophien und Mythen dies im vollsten Maße waren, stehen sie auch heute noch in ihrem Wert für die innere Erleuchtung des Menschengesistes fruchtbar da, erlauben tieffstes Eindringen in die Wirklichkeit. . .

Man weiß, daß die Menschheit, lange ehe sie es in einzelnen Zeitaltern und Kulturen zu einer Naturwissenschaft oder zu einer abstrakten naturwissenschaftlichen Philosophie brachte, sehr lebendige auch das Alltagsleben durchdringende Gedanken über die Natur hatte, und daß sie in sehr entschiedenen seelischen Beziehungen zur untermenschlichen organi-

schen und anorganischen Form stand. In Mythen, Märchen, Kulturen und Zaubereien, sowie in Idolen — angefangen bei denen der Naturvölker bis hin zu den kultivierten Ägyptern und Babyloniern, Chinesen und Inkas, bis zu den klassischen Bildwerken des Altertums und noch in den gotischen Dom herein — fand dieses Wissen einen höchst ernstesten symbolischen Ausdruck mit einer Intensität des Wollens und Erlebens, die uns derzeit verschlossen ist oder wenigstens es zu sein scheint. Könnten wir in irgend etwas diese seelische Erlebnisswelt wieder öffnen, so erführen wir die Deutung jener Mythen und Symbole, worin sich die Damaligen mit ihrer Natur, ihrer erlebten Formenwelt, ihrer Geschichte auseinandersetzten, die sie nicht wie wir, nur abstrakt wissenschaftlich sahen und wiedergaben, sondern die sie intuitiv, also seelenhaft erlebten und symbolisch darstellten. Wir kämen so zu einer älteren und „primitiveren“ Deutungsweise der organischen Natur zurück, die weder naive-realistisch noch naive-idealistisch wäre und, da sie durch unsere empirisch-kritische Forschungswelle hindurchgegangen und mit großem äußerem Wissensstoff erfüllt wäre, uns eine neue Ursprünglichkeit des Naturerlebens brächte, die auch der Wissenschaft ein verändertes Gesicht geben müßte.

*

GEORG HINZPETER / DRACHENFESSELUNG UND DRACHENBEFREIUNG*

... Die letzte Ruhe für Götter und Menschen schwand dahin; der stationäre Zustand konnte nicht ewig dauern. Im Laufe vieler Geschlechter war auch der eintägige Mond wieder ein Stück näher zur Erde gerückt. Er mußte seine Geschwindigkeit beschleunigen, seines Bleibens über dem Abessinischen Hochland war nicht mehr. Aber dieses Fortrücken geschah nicht ohne die gewaltigsten Erschütterungen. Noch suchte der afrikanische Klotz die Luna zu halten. Doch unentwegt zerrte der Mondwolf¹ an seinen unsichtbaren Fesseln und wuchtete allmählich das ganze Gebirgsland mit Umgebung ein gutes Stück nach Osten fort. Aber frei war er noch nicht. Bei jedem Rütteln wurde das Eispiß von Klüften und Sprüngen durchseht, aus denen die vulkanischen Gewalten in immer kürzeren Abständen und mit jedesmal sich steigender Wucht hervorbrachen; jedesmal schienen bei einem solchen Zucken die Grund-

festen der Erde stärker zu wanken. Unsere Vorfahren mußten immer deutlicher empfinden, daß dem Wolf (Loki²) die Kräfte gewachsen waren, daß es nur noch einer letzten Anstrengung bedurfte, um die Bande endgültig zu sprengen. —

Aber urplötzlich bröhlte der Erdball von neuem. Erschütterungen von nie gekannter Stärke durchrauten den Planeten; ein fernes und doch beängstigendes Krachen und Donnern zeigte an, daß sich etwas ganz Gewaltiges ereignet hatte. — Der Wolf (Loki) hatte seine Bande gesprengt! Besonders die Bewohner, die ihn soeben noch am Horizont erblicken konnten, bemerkten jetzt, daß er seine Stellung, in der ihn Väter und Ahnen gesehen hatten, langsam änderte. Doch der Mondwolf stieg nicht mehr wie früher, als er seine ersten Ketten zerrissen hatte, am Himmel herauf, sondern verschwand in der Richtung nach Osten. Der Senriswolf war frei, seine „Fesseln“ waren gefallen, die Bande zerbrochen. . . Die Erde erbebt, Berge und Bäume lösen sich aus dem Erdreich, und das Meer braust an die Küsten“, so schildert die Edda dieses schicksalschwere Ereignis.

Noch heute kann man die kaum verharzten Wunden betrachten, die die Luna bei ihrem endgültigen Lösen

* Wir bringen hiermit einen stark gekürzten Auszug aus dem gleichnamigen Kapitel des soeben bei R. Voigtländer in Leipzig erscheinenden Hinzpeterschen Buches „Urwissen von Kosmos und Erde“ (die Grundlagen der Mythologie im Licht der Weltelehre) zum Abdruck. Dieses langersehnte und nunmehr vorliegende Buch ist für jeden welteleidlich interessierten Leser unentbehrlich. Vgl. auch die Besprechung auf Seite 184 und die Anzeige in diesem Schlüsselheft.

Schriftleitung.

¹ Mondwolf, d. i. der Senriswolf, eine Manifestation des tertiären Trabanten.

² Loki ebenfalls eine Personifikation des Tertiärmondes, in gewissem Sinne eine Parallele zum Senriswolf.

vom stationären Stadium der Erde schlug. Der kritische Zeitpunkt war gekommen, als es dem Abessinischen Hochland nicht mehr möglich war, dem unmerklich jezt nach Osten vorrückenden Trabanten zu folgen. Noch ein sichtbares Weiterschreiten — und das Band zerriß für immer, das „Eispiß“ blieb zurück. Sofort setzte der Mond seine Kräfte bei den ostwärts liegenden Gebieten an und suchte, diese mitzureißen, während das alte „Eispiß“ wieder etwas in seine ursprüngliche Lage zurückkehren wollte. Und nun geschah das Unerhörte! Zwischen Abessinien einerseits und den ostwärts davor gelagerten Gegenden andererseits riß unter dem Widerstreit der irdischen und kosmischen Gewalten ein ungeheurer Abgrund auf. Eine breite Spalte klappte vom Rande Ostabessinien nach Norden bis hinauf zur späteren Sinai-Halbinsel, weiter bis zum Toten Meere und nach Süden bis ins Herz Deutschostafrikas. Das Land darin versank; die nördliche Hälfte wurde zum größten Teil vom Roten Meer ausgefüllt; der südliche Abschnitt ist bekannt als große afrikanische Grabensenke, in der noch heute lange Seen ihre endlosen Arme strecken . . .

Mit dem „Eispiß“ suchte auch das „Eirund“ zu folgen; darum an der ganzen asiatisch-malaischen Küste sowie auf amerikanischen Seite die urgewaltigen, nicht minder katastrophalen Randbrüche an den Küsten des Stillen Ozeans, an denen gleichzeitig Hunderte von Feuerbergen ihre Riesengarben zum Himmel schleuderten. Die

alte Erde schien zu wanken und in allen Fugen zu krachen. Unter der furchtbaren Doppelwirkung dieser entsetzlichen Naturgewalten ist es verständlich, daß die damalige Welt vom Sertiswolf als dem gräßlichsten Ungeheuer das Schlimmste für die Zukunft befürchten mußte.

„Es reißt die Fessel, es rennt der Wolf.
Viel Weisheit hab' ich, kann weiter
schau'n
Auf das grimme Schicksal, das den Göt-
tern naht.“

meldet die Voluspa von dieser schicksalschweren Zeit.

Der letzte Abschnitt der Mondeszeit war gekommen; die Katastrophen hörten nicht mehr auf . . . Fast dauernd rumorte es im Schoß der Erde. Größer und größer wurde der schreckliche Wolf.

Drückend lastete die Sorge um die Zukunft auf Menschen und Göttern.

Eine bange, unheilshawangere Zeit bis zum Weltuntergang! Eine Zeit, die einen tiefen Nachhall in Gemüt und Seele unserer Väter gefunden hat:

„Die Asen ängstete üble Ahnung;
Denn wirrend fielen die Würfe der Ru-
nen . . .
Es schwindet die Stärke den Zwergen.
Es stürzen
Die Welten zum gähnenden Grunde der
Nacht . . .“

(Vorspiel zum Ende, nach Wolzogen.)

Die nachtschwarzen Sonnenfinsternisse (der Tertiärmond bedeckte um ein Vielfaches die Sonne) erweckten den Eindruck, als sei das Tagesgestirn zeitweise verloren, aber noch gelingt es dem Sonnenwagen, der dunkel dräuenden Macht zu enttrinnen. Vielgeschwind, das Sonnenroß, läßt . . . die Sonne

noch nicht ins Finstere fallen. — Von Zeit zu Zeit werden die Erdbeben so stark, daß ganze Erdschollen wanken. War in solchen Augenblicken die Sonne dem Horizont nahe, dann erweckte es den Anschein, als sei sie selber nicht mehr sicher in ihrer Bahn, als schwanke sie auf und nieder oder, wie die Edda sagt: „Erd und Sonne sind im Schwanken.“

Je näher der Mond kam, um so schärfer saugte er die Luftmassen zum Äquator zusammen, um so fühlbarer drang die Weltraumkälte bis in die gemäßigten Breiten hinein; die Fruchtbarkeit, die Ertragsfähigkeit des Bodens schien zu ersterben . . . vergeblich suchten die Götter Idun; sie steigen zur Unterwelt, müssen aber voll Trauer zurückkehren; der Weg war umsonst.

Spricht aus diesem Mythos nicht die bewegliche Klage um eine verschwundene schönere Zeit? Wie oft mögen — das klingt aus Odins Helffahrt heraus — die Wagemutigsten auf Kundschaft hinausgezogen sein. Ein Ausweichen wie bei den Ahnen, die sich in ähnlicher Lage befunden hatten, kam nicht in Frage. Diesmal waren die kosmischen Kräfte stärker. Nur die Mutigsten blieben noch aufrecht, sie suchten auszuhalten und pflegten Rat, wie man am besten dem Unheil begegne; und Wodan sprach, daß jeder es hörte:

„So nützet die Nacht noch zu neuer Entscheidung!

Es sinne bis morgen, wer solches vermag:

Auf Rat zur Errettung des Reiches der Götter.“

(Nach Wolzogen.)

Aber manch einer mochte verzagen, die stärker und wuchtiger werdende Sorge lähmte oft die Entschlußkraft:

„Da sieden die Kräfte, da sinken die Arme,

Schwindelnd wankt der weiße Schwertgott,

Ohnumacht legt sich im Lufthauch der Nacht

Sinneverwirrend auf sämtliche Wesen.“

(Nach Wolzogen.)

Je mächtiger der Mond wuchs, je besser man seine Eisnatur erkannte, um so mehr „sank die Speise (Eis) des Sonnenfressers (d. i. des Mondwolfs) ermattet herab an Rindas (der Erde) Höhen“. Selbst die Berge der Umwelt erhielten Eiskappen, die von Geschlecht zu Geschlecht zunahmen . . . Weiden und Wälder verwüsteten und . . . selbst im Sommer kaum zurückgingen.

Doch die Kunde vom Norden war noch erschreckender. Mit jedem Jahr schob sich zwar langsam, aber unaufhörlich die Rieseneiswand aus Niflheim nach Süden vor. Die wildesten und kühnsten der Nordlandmenschen, die Thursen, mußten weichen und gelangten in das Gebiet der Magdalienkultur. Sie trafen hier auf Verwandte, aber höher kultivierte ihres Stammes. Erbittert wurde um Aesungspläze und Jagdgründe gekämpft . . .

Schneller umlief das himmlische Ungeheuer die Erde. Seine Jagd nach der Sonne begann. — So riesig schien es seinen Rachen aufzusperrten (erstes oder letztes Mondviertel), daß man jedesmal bei seinen täglichen Vorübergehungen glauben mußte, die Sonne sei ihm verfallen. Zwar schien sie stets

wieder, doch trübe und kalt und immer häufiger durch das Untier verdunkelt.

„Der Sonnenschein dunkelt; in Sommern darauf

Kommt wüstes Wetter — könnt Ihr weiteres verstehen?“
(Volsuja.)

Seit langem hatten die Menschen keinen warmen Sommer mehr gekannt, nur das Dürftigste gab der Erdboden her; kaum, daß das Wild noch kargliche Nahrung fand; aber nun stand das Schlimmste bevor, der grausame, unerbittliche Simbulwinter . . . Fast ungehindert strömte die unbarmherzige Weltraumkälte bis tief in die gemäßigten Zonen hinein; der Winter wollte nicht aufhören, kein Sommer kam wieder, kein Monat ohne Schnee und Eis; eine ungeheure Notzeit: „Schneegeflöber tritt aus allen Himmelsrichtungen ein, es gibt scharfen Frost und Stürme, und von der Sonne hat man keinen Nutzen. Es kommen drei Winter hintereinander und kein Sommer dazwischen; vorher aber gehen schon drei andere Winter, in denen sich in der ganzen Welt Krieg erhebt.“ (Gylf.)

Diese furchtbare Zeit vernichtete die letzten Bande der Ordnung und Sitten; jeder kämpfte um das nackte Leben, jeder mißgönnte selbst dem Bruder, der Schwester, dem Gatten Obdach und kümmerlichste Nahrung . . .

„Es befehlen sich Brüder und fällen
einander,
Die Bande des Blutes brechen Schwester-
söhne;
Arg ist's in der Welt, viel Unzucht gibt
es —
Beißzeit, Schwertzeit, es bersten die Schilde,

Windzeit, Wolfszeit, eh die Welt ver-
sinkt —
Nicht einer der Menschen wird den an-
dern schonen.“
(Volsuja.)

Ein sich dauernd steigender Schrecken und das Ende nicht abzusehen! Man fragt bei dieser Riesentragödie, wie es möglich war, daß Menschen solche Epoche überdauern konnten! . . .

Die Menschheit war entartet, mit der Bibel zu sprechen, „böse“ geworden. Aber nicht allein durch eigene Schuld. Kosmische Kräfte hatten Verhältnisse geschaffen, die im Menschen das Raubtier erwachen ließen, ein Wesen heranzüchteten, das weder Recht noch Ordnung anerkennen wollte, und — so dürfen wir wohl sagen — auch in den allermeisten Fällen nicht anerkennen konnte. Der Stärkste, Brutalste blieb leben. Beißzeit und Schwertzeit, das war die Lösung! . . . aber eine rückschauende Betrachtung, eine theologische Konstruktion, die nichts mehr von der furchtbaren Not, die der damaligen Welt im Nacken saß, wußte (wohl aber noch andere Überlieferungen kannte), durfte folgern: Am Ende des letzten Weltzeitalters waren die Menschen allmählich böse und sündhaft geworden. Das war der Grund, weshalb (später) die Götter dieses Geschlecht, sei es durch die allgemeine Flut, die dem Kataklysmus folgte, vernichteten . . .

So war denn im Norden wie im Süden die Zeit erfüllt, die schwerste Stunde der Menschheit schlug:

„Heim reite du, Wodan, und wahre dich
ruhmreich,
So nahe mir wiederum nimmer ein
Mann.“

Da³ Loki los und ledig der Banden
Verheerend das Ende der Himmliſchen
bringt."

(Wodan bei der Wala, Wolzogen.)

Und eine große Stimme ſprach zu
den Engeln am „gläſernen“ Meer, das

³ „Da“ und nicht „bis“ muß es kos-
motekniſch richtig heißen.

mit Feuer gemengt war: „Geht hin
und gießt aus die Schalen des gött-
lichen Jorns auf die Erde (Offb.
16, 1); denn kommen iſt der große
Tag ſeines Jorns, und wer kann
beſtehen?“ (Kap. 6, 17.)

Die Götterdämmerung, der Jüngſte
Tag, brach an!

HANNS HÖRBIGER / FLUTKATASTROPHEN ALS FOLGE KOSMISCHER EISBESCHICKUNG

Wenn wir bedenken, daß der Miſſiſ-
ſippi zum Füllen des Golfes von
Mexiko rund 4000 Jahre brauchen
würde, ſo wird uns verſtändlich, daß
der koſmiſche Eiszufluß zur Erde ſtarken
Schwankungen unterworfen ſein darf,
ohne daß wir am Ozean-Niveau ein
ſolches Mitschwanken erkennen könn-
ten. Und ſolche Schwankungen im koſ-
miſchen Eiszufluß beſtehen auch: ſie
ſpiegeln ſich in den ſogenannten
Sonnenfleckenperioden, die wie-
der durch die äußeren Planeten, vor-
nehmlich Jupiter und Saturn, dadurch
bewerkſtelligt werden, daß ſie in dem
trichterförmigen Eiszuſtromraum zur
Sonne Lücken reißen und Schwärme
bilden! Auf den eigentlichen Vorgang
der Sonnenbefleckung durch den ſoli-
petalen Eiszufluß und die Beſpeieung
der Erde mit gefrorenem ſolifugalen
Wasserdampf kann ich mich in dem
jetzt gegebenen Rahmen nicht tiefer
einlaſſen. Vorläufig ſei nur poſtuli-
ert, daß mindestens 80% des leſtjäh-
rigen Miſſiſſippimehrwassers aus dem Welt-
raum gekommen iſt. Und der koſ-

miſche Normalzuſtand des Waſſers iſt
ja das Eis!

Hier nur einiges über jene geologi-
ſche Notwendigkeit eines koſmiſchen
Eiszuflusses, die ſich aus der Waſ-
ſerarmut der Erde gegenüber dem
Wasserreichtum der übrigen Planeten-
welt ergibt. Wir wollen uns da auf
zeichneriſchem Wege eine nützliche
Raumvorſtellung ſchaffen: Auf dem
Fußboden eines mindestens 13 m im
Geviert meſſenden Tanzſaales zeich-
nen wir zwei konzentriſche Kreiſe von
10 und 12,756 km Diameter und den-
ken uns dabei die äußere Kreiſlinie
genau 2,7 mm dick gezogen. Dann
ſtellt der äußere Kreis den Aquator-
Umfang der Erde im Einmillion-
tel-Maßſtab dar, während der innere
Kreis die beiläufige Größe des noch
teilweiſe glutflüſſigen Erdinneren ver-
ſinnlichen möge! Die Dicke der äuße-
ren Kreiſlinie von 2,7 mm aber
zeigt maßstäblich die mittlere Tiefe
(2,7 km) des Ozeans auf einer ni-
velliert zu denkenden Erde.

Eine ungeheure Perſpektive eröff-

net sich uns aus diesem ureinfachen, gewiß noch von keinem Geologen oder Meteorologen ausgeführten Raumvorstellungsexperiment, wenn wir jetzt die Größe des Erdvolumens und dessen glutflüssigen Teiles mit der relativen Seicht-heit des Ozeans vergleichen. Die Erde ist kaum naß zu nennen! Denn wir können es auch wahrscheinlich machen, daß im selben Maßstabe die Globusse von Merkur, Venus, Mond und Mars, bzw. 5—7, 44—50, 250—280 und 420 bis 450 mm (km in natura!) tief unter Wasser stehen müssen! (Vgl. Valier: „Der Sterne Bahn und Wesen“, R. Voigtländers Verlag, Leipzig). Ein solcher maßstäblicher Volumenvergleich kann uns weder am Meeresufer oder auf hoher See noch aber an Hand eines noch so großen Bibliothek-Globus glücken! Denn beim Globus können wir uns keine maßstäblich wirkfame Vorstellung von der relativen Seicht-heit des Ozeans machen. Und am Meeresufer oder auf hoher See lassen wir uns wieder von der scheinbar end-losen Wasserfläche und der grauligen, stellenweise bis zu 8—9 km absinken-den Ozeantiefe überwältigen, ohne uns zugleich von der relativen Größe des Erdvolumens eine richtige Raumvor-stellung machen zu können.

Aus der hier vorgeschlagenen pri-mitiven Fußbodenzeichnung erkennen wir aber bei einiger gutwilliger Phan-tasie sofort, daß unser Ozean, obwohl die Erde zu $\frac{4}{5}$ bedeckend, gegenüber dem Erdvolumen fast verschwindet! Wenn wir auch längst wissen, daß das Ozeanvolumen nur $\frac{1}{850}$ des Erdvo-lumens beträgt, so kommt uns diese

irdische Wasserarmut doch erst durch dieses Raumvorstellungsexperiment so recht zum Bewußtsein.

Es drängt sich uns jetzt also die Frage auf: Ist es denn in Anbetracht des glutflüssigen Erdbinneren und der in Bergwerken beobachtbaren hochdrucki-gen Wasserversickerung möglich, daß dieses verschwindende Minimum eines irdischen Ozeans durch die geologischen Jahrhundertmillionen hindurch immer aus demselben Wasser bestehen bleiben könnte?

Es ist doch ganz ausgeschlossen, daß ein Meteorologe aus einem defizitären, rein terrestrischen Wasserkreislauf her-aus einem alterfahrenen Dampfma-schinenbauer die so gewaltigen luft-dynamischen und elektrischen Vorgänge bei Wirbelstürmen, Wolkenbrüchen und Hagelkatastrophen einerseits und die Entstehung der so hohen Zirkuswolken anderseits rein thermisch — und seinem Kausalitätsbedürfnis entsprechend — er-klären könnte!

Nun gibt es aber außer diesen je zwei geologischen und meteorologischen Notwendigkeiten eines zwiefachen kos-mischen Wasserzuflusses auch noch die verschiedenen sonnen- und astrophysi-kalischen, -astrodynamischen und kos-mogonischen Notwendigkeiten für das Vorhandensein von Unmassen kosmi-schen Eises, das nicht nur als Welten-baustoff, sondern auch als kosmodyna-mischer Energieträger und Lebenspen-der in Betracht kommt, wie in unserem 1913 erschienenen Buche verschiedent-lich ausgeführt.

Wenn für den so hohen seismologi-schen Wasserbedarf kein Ersatz von

außen käme, wären wir nicht nur mit unserem so unermesslich scheinenden Ozean in spätestens 10 000 Jahren fertig, sondern schon nach 3—5 Jahren wäre die Menschheit nach dem Versiegen des kosmischen Zuflusses gezwungen, sich an die noch gar nicht merklich zurückweichenden Meeresufer heranzudrängen, weil ja in so kurzer Zeit schon die Kontinente fast trocken, somit auch flora- und faunales wüste werden müßten!

Ein verheerend großes Sterben müßte zunächst unter den pflanzenfressenden Landtieren samt der Insekten- und Vogelwelt aufräumen. Und gar bald käme die Reihe auch an die Sumpf- und Schwimmvögel, weil diese sich nicht rasch genug auf das so salzige Waidwerk der Möve oder des Albatros einzüben wüßten.

Und wenn auch der Otter nicht erst von dem Robbenvolk das Fischen zu lernen brauchte, so nützte ihm die Jagdgewandtheit dennoch wenig, weil auch er sich nicht rechtzeitig an das salzige Medium gewöhnen könnte. Löwen, Tiger und die sonstigen Raubtiergeschlechter würden wohl auch mit Seefischen fürliebnehmen; aber noch lange bevor sie sich dem Robbenleben anpassen könnten, hätten sie sich schon selbst gegenseitig aufgezehrt.

Und erst der Mensch! Wohl könnte er sich mit seinen technischen Erfahrungen noch eine Zeitlang weiter helfen, wenn wir das Versiegen des himmlischen Naßzuflusses auf etwa 50 Jahre im voraus wüßten, weil wir uns dann beizeiten auf den Bau von schwimmenden Fischereieinseln befinden könnten,

wie ja dies auch zur kommenden Sintflut wird geschehen müssen.

Aber ganz ungewarnt vom plötzlichen solchen Versiegen überrascht, müßten wir wohl ein gar kannibalisches Gedränge längs aller Strandlinien unseres so wasserarmen Planeten inszenieren! Das ist für eine künftige Sintflut nicht als Jules-Vernerie zu werten, sondern wird eintretendenfalls zur leicht auszudenkenden Tatsache werden. Doch deshalb keine Bange für unsere Enkel vieltausendsten Grades! Denn je nach der von den Astronomen erst noch zu bestimmenden Mondbahnschrumpfung haben wir noch rund zehn oder auch mehr Millionen Jahre Zeit, wenngleich es auch weniger sein könnte.

Wir dürfen uns aber in solchen Raum-, Kraft- und Zeitvorstellungen auch nicht allzu einseitig verlieren! Gegenüber den kosmologischen Zeitmaßen verschwinden die geologischen Perioden von einer Mondauflösung zur anderen; und diesen gegenüber schrumpft wieder unsere historische Zeit zu einem Augenblick zusammen.

Unsere Riesengefühle sind nur ein Spielzeug gegenüber den Auswirkungen eines besseren Roheiseinschusses in unsere Atmosphäre, wie der Floridasturm von 1926 ahnen läßt. Der größte Teil solcher Umsehung kosmischer Energie in Luftmassenbewegung vollzieht sich ja schon in den obersten Wasserstoffschichten unseres Luftozeans, der doch nur die kleinsten Energieausläufer auf seinen Grund herab gelangen läßt. Und ebenso, wie unser Ozeanvolumen gegenüber dem Marsozean verschwin-

det, so schrumpft auch das Mississippi-Hochwasser unserem Ozean gegenüber zu einem bloßen Tröpfeln zusammen.

So mancher Geologe hat sich angesichts des innerirdischen Wasserverbrauchs zu bloßen Kristallisationszwecken allein schon darüber gewundert, daß das Ozeanniveau nicht merklich sinkt! Um wieviel mehr würde er sich mit seinen geodynamologischen und meteorologischen Kollegen erst wundern, wenn sie einmal gemeinsam den wahren Ursachen der Erdbeben auf den Grund gehen wollten! (In Wien ist nämlich die geodynamische Beobachtung der meteorologischen Zentralanstalt eingegliedert.)

Wenn wir das alles bedenken, so wird auch die ganze letztjährige Mississippi-Hochflut (vgl. Schlüssel zum Weltgeschehen 1927, S. 239) zu einem bloßen himmlischen Versetzen in der so segensreichen Spendung des kostbaren Naß. In dem Reiche der unbegrenzten Möglichkeiten müßte es doch ein leichtes sein, den Strom beim Knie oberhalb New Orleans der Hauptsache nach in den Pontchartrain-See hinüberzuleiten und die schmale Landbrücke zwischen diesem und dem Borgne-See entsprechend tief durchzustechen.

Ein weiterer Durchstich könnte auch knapp unterhalb der Stadt in den Borgne-See hinübergeführt werden. Natürlich würde der Strom dann beide Seen binnen etlichen 1000 Jahren zur Verlandung bringen. Aber ebenso lange wäre vielleicht die jetzige teilweise Wassernot gebannt.

Auch sollten die größeren Stromschlingen zwischen New Orleans und

der Red Rivermündung reguliert werden. Durch all das wäre ein besseres Gefälle im ganzen Unterlauf geschaffen, so daß der Strom in diesem Bereiche sein Bett selbst tiefer baggern müßte, besonders wenn man noch mit Baggern und Aufrührwerken etwas nachhilft. Angezeigt wäre es wohl auch, wenn man auf irgendeine großzügige Weise die ganze schmale Mündungshalbinsel von 80 km Länge in die größeren Golf Tiefen hinausbaggern könnte. Das müßte doch ein gar leichtes und lustiges Baggern sein, weil es ja keine Felsen zu sprengen und keine erratischen Blöcke zu heben gibt, so daß es vielleicht gar nicht erst der Eimerkettenbagger bedarf, um den Schlamm und feinsten Sand fortzuschaffen.

Da es sich wohl nur um Schlamm handelt, so könnte man auch eine Batterie von Zentrifugalaugbaggern erwägen: etwa 50 schwimmende, elektrisch betriebene Riesen zentrifugalpumpen, die ihre Saugrüssel tief in den Betttschlamm des trägen Stromes zu tauchen hätten, müßten solch dicke Schlammwasser erst einige Meter hoch heben und so den entwässerten Schlamm in die Schlepper gleiten lassen. Eine Methode, die ähnlich auch in den Kohlenbergwerken zum „Versatz“ angewendet wird.

Oder wenn man eine Art Kombination von Ejektor und Mammutpumpe vorziehen wollte, könnte man mit großen Turbogebläsen oder auch Kolbengebläsen meiner Bauart etwa zwei- oder dreiatmosphärische Druckluft erzeugen und so das Material durch

unter Wasser liegende, elastisch verflüssigte Rohrstränge bis in die größten Goltiefen hinausblasen bzw. schwemmen. Zum zugehörigen Auflockern und in Schlammverwandeln des bereits verlandeten Gebietes kann man natürlich auch die Sprengstoffe heranziehen, kombiniert mit endlosen, quer durchgeschleiften Rührketten.

Wie dem auch sei, so ist doch mit einiger Sicherheit anzunehmen, daß vor 400 Jahren ein ähnliches Mississippihochwasser leichter abgesehen wäre, als dies letztjährig der Fall war. Denn wahrscheinlich hat der Kultur Mensch den Strom durch Damm- und Städtebau in der Mündungsnähe zu sehr eingegengt, so daß er oberhalb solcher Einengungen sein Bett durch Verlandung erhöhen mußte. Und dem sollte jetzt eben abgeholfen werden.

Ich darf wohl annehmen, daß jetzt ausführliche Kartenwerke des überschwemmten Gebietes neu gedruckt worden und in New York zu haben sind. Vielleicht auch Detailkarten der bisherigen Dammbauten des ganzen Mississippiunterlaufes. In meinem neuen Andree-Atlas reicht die Mississippikarte größten Maßstabes (1:5 000 000) nur bis zur Ohiomündung hinauf. Aus den Übersichtskarten beider Amerika (1:20 000 000) kann ich entnehmen, daß das Mississippi-Niederschlagsgebiet fast das des Amazonas erreicht. Besonders der Missouri bringt dem Mis-

issippi ja alle Niederschläge östlich des Felsengebirges zu.

Bei dieser Gelegenheit fällt mir ein, daß zur Erklärung des großen Sturmes vom Jahre 1925 (?) die „Polarfronttheorie“ von Bjerknes herangezogen wurde: Eine ganz unhaltbare Sache, soweit diese Theorie die Tornados, Hurricanes, Tanfoons und Wirbelstürme überhaupt dem praktischen Mechaniker verständlich machen soll! Schon ihre Verwendung zur Erklärung der allgemeinen atmosphärischen Zirkulation muß vom Standpunkte der Weltelehre abgelehnt werden.

Wir können als rein thermisch erzeugten Wind nur die regelmäßigen wechselnden Land- und Seewinde verstehen, nicht aber die großen Stürme, die mit Wolkenbruch, Hagelschlag und so heftigen luftelektischen Energieentfaltungen einhergehen. Das können wir nur durch Roheiseinschüsse begreiflich machen. Selbst der regelmäßige Passat ist keine ausschließlich thermisch erzeugte Luftzirkulation, wie wir im Hauptwerk¹ unter „Dynamischer Passat“ (Seite 215—235 und 716—734) auf Grund der solifugalen Feineisströmung ausführlich dargelegt finden.

¹ Hörbiger, Sauth, Glazialkosmogonie. Eine neue Entwicklungsgeschichte des Weltalls und des Sonnensystems. XXXII, 790 Seiten mit 212 Abbildungen. 1925. Leg.-8°. Ungebunden M. 44.—, in Ganzleinen M. 50.—.

PROFESSOR WILHELM MORRES / ZUR DEUTUNG DES WINTERWETTERS

Beim Studium der üblichen Wetterberichte und Voraussagen stößt man fortwährend auf zwei Fronten, die wie zwei feindliche Heere mit wechselndem Glück einander bekämpfen. Siegt die Polarfront, so bekommen wir kaltes Wetter, ist die Äquatorialfront stärker, so wird es wärmer. Man glaubt, die über den eisigen Polargegenden liegenden Luftschichten würden zeitweise aus unbekannten Gründen nach Süden vorrücken, und in den übrigen Zeiten gelänge es den über Afrika lagernden heißen Luftmassen, die Polarfront zurückzudrängen. Dieser Glaube an rein irdische Ursachen der wechselnden Witterung kann aber durch nichts begründet werden. Wenn man die verhältnismäßig dünne Schicht der Atmosphäre über der Erde und die großen Entfernungen Mitteleuropas von den Polargegenden und von den tropischen Gebieten bedenkt, so kann es einem nicht sehr wahrscheinlich vorkommen, daß die Kälte des Nordens und die Hitze des Südens mit unserem Wetter viel zu tun habe. Bei der Kälte wäre es noch eher möglich, denn kalte Luft ist bekanntlich schwerer als warme. Sie könnte also vom Norden nach Süden vordringen und die wärmeren Luftmassen Mitteleuropas unterdrücken. Dies könnte aber sicher nur sehr langsam vor sich gehen, vermutlich kaum schneller als ein Mensch zu Fuß laufen kann, so daß eine Luftbewegung

von sehr mäßiger Geschwindigkeit zustande käme.

Die etwa Mitte Dezember 1927 eingetretene Kälte könnte immer noch eher einer allmählich fortschreitenden Einwirkung der Polarfront zugeschrieben werden. Wir haben es aber gar nicht nötig, so weit in die Ferne zu schweifen. Die Kälte, und zwar eine viel grimmigere als im Nordosten Sibiriens haben wir viel näher, und zwar über uns im Weltraum. Nur wenige Kilometer über der Erde herrscht bekanntlich eine nach oben immer mehr zunehmende Kälte. Ihre Einwirkung auf die über der Erdoberfläche herrschende Temperatur können wir in jeder klaren Nacht verspüren, besonders in langen Winternächten, wo die Ausstrahlung der ohnehin geringen Wärme sehr bedeutend ist. Wir brauchen also absolut keine Polarfront, um kälteres Wetter zu bekommen, sondern nur klare oder dünnbewölkte Nächte, wie sie um diese Zeit vorherrschten. Wären nur rein irdische Einflüsse maßgebend, so hätten wir vorwiegend trockene Kälte mit geringen Niederschlägen, denn es würde nur der in der Luft enthaltene Wasserdampf zu Schnee verdichtet werden. Darum konnten wir bei uns auch nur sehr mäßige Schneefälle bei ziemlicher Kälte beobachten. In Italien jedoch, wo die Luftfeuchtigkeit bedeutend höher war, mußte die Abkühlung von oben viel stärkeren Schneefall zur Folge

haben, und tatsächlich wurden in den Zeitungen von Italien bis $1\frac{1}{2}$ m Schnee gemeldet. Wenn sogar in Süditalien viel Schnee fiel, so ist es sehr unwahrscheinlich, daß an diesen Schneefällen die sogenannte Polarfront schuld sein soll, denn so tief nach dem Süden könnten eiskalte Luftmassen schwerlich gelangen, wenigstens nicht in so kurzer Zeit.

Wenn die Kälte einen gewissen Höhepunkt erreicht hat, pflegt sie ziemlich plötzlich in warme Witterung umzuschlagen. Dann heißt es wieder, daran ist die kräftiger gewordene Äquatorialfront schuld. Angeblich ist es die heiße Luft aus der Wüste Sahara, welche die Polarfront zurückdrängt und Tauwetter bringt. Wie jedoch die leichtere warme Luft des Südens die schwerere Luft des Nordens zurückzudrängen imstande sein soll, ist den Anhängern dieser veralteten Lehre selbst noch ein Rätsel. Im günstigsten Falle könnte die warme Südluft, wenn sie überhaupt weit kommt, die kalte Nordluft überschichten, würde sich aber in höheren Lagen sehr bald abkühlen. Niemals könnte sie als warme Luft zu uns auf die Erdoberfläche heruntersteigen und einen sogenannten Föhn verursachen.

Für diese Vorgänge hat uns die Welteislehre eine viel bessere und glaubhaftere Erklärung gebracht. Weder Polar- noch Äquatorialfront können erheblich nach Süden bzw. nach Norden vorrücken und Wetterumschläge von Bedeutung verursachen. Sie verhalten sich vielmehr wie zwei Heere, die beide nicht viel Luft zu Angriffen haben

und lieber in ihrem Gebiet bleiben. Käme es nur auf diese beiden Fronten an, die in der gedachten Form gar nicht existieren, so wäre das Wetter bei uns von einer unheimlichen Ruhe und Beständigkeit, und zwar fast immer schön. Selten würde ein Wölkchen den Himmel trüben, und die Monate andauernder Dürre würden allen Pflanzenwuchs verdorren lassen. Erst im Herbst würde infolge Verminderung der Sonnenstrahlung und damit verbundener Abkühlung Regenwetter eintreten, und sehr bald würde der zunehmende Wärmeverlust so wie heuer einen zeitigen Schneefall und andauernde Kälte zur Folge haben. Es würde aber nur zu spärlichen Niederschlägen kommen, denn es würde nur dasjenige Wasser zu Regen und Schnee verdichtet werden, das durch Verdunstung von der Erde entstanden ist und sich gerade in der Luft befindet. Es würde über den größten Teil der Winterzeit der Schnee liegenbleiben und vorwiegend klares, bitterkaltes Wetter herrschen, wie es jetzt Mitte Dezember über große Teile von Europa verbreitet war.

Wie erklärt aber die Welteislehre Hörbigers den bisherigen Verlauf der meisten Winter mit so vielen Unterbrechungen der Kälte durch Tauwetter? Woher kommt denn in solchen Wintern die Wärme? Nun, die ist eben nicht irdischen Ursprungs, sondern kommt wie die Kälte des Winters von oben, aber aus noch viel höheren Regionen, nämlich von der Sonne. Freilich nicht von den Lichtstrahlen der Sonne, die zugleich der

Erde die meiste Wärme spenden, sondern von den Explosionen auf der Sonne, wie sie uns in Form von Sonnenflecken, bedingt durch Eiskörper-einsturz, erscheinen. Die dadurch hervorgerufenen Dampfexplosionen schleudern gefrorenen Wasserdampf durch den Weltraum mit ungeheurer Geschwindigkeit. Manche dieser Strahlen oder sogenannten Anblasungen treffen die Erde und werden uns zunächst in Form von Feder- oder Zirkuswolken sichtbar. Sie sind die Vorboten einer Erniedrigung des Luftdruckes, und wenn die Anblasung genügend stark auf uns gerichtet war, so fällt das Barometer und wir bekommen im Sommer zunehmende Trübung mit abkühlenden Niederschlägen, im Winter dagegen Erwärmung und Tauwetter. Sobald die Anblasung sich ausgewirkt hat, kann infolge der Einwirkung der Weltraumkälte wieder Schneefall und

Kälte eintreten, die so lange anhält, bis eine abermalige Anblasung durch neu auftretende Sonnenflecken wieder lindes Wetter bringt.

Damit hat jedoch die Äquatorialfront nicht das geringste zu tun, wenigstens nicht in unseren Breiten, und es wäre Zeit, von diesen Fronten nicht mehr zu reden, denn sie geben keine wirkliche und gründliche Erklärung des Witterungsverlaufes, sondern sind nichts als leere Worte. Viel wichtiger wäre es dagegen, wenn sich die Meteorologen mit den wunderbaren Gedankengängen der Welislehre genau bekannt machen und besonders das Auftreten und Verschwinden der Sonnenflecken beobachten würden. Aus ihrer Zahl und Größe könnten sie viel zuverlässigere Schlüsse ziehen als aus den sagenhaften zwei Fronten, die mehr oder minder rätselhaft erscheinen.

W. SANDNER / ÜBER SONNENFLECKEN UND VULKAN- AUSBRÜCHE

In Heft 2 des laufenden „Schlüssel“-Jahrganges wurde versucht, darzulegen, daß die Zahl der Erdbeben in Jahren erhöhter Sonnentätigkeit erheblich größer ist als in den Jahren der Sonnenfleckenminima, daß also die Kurve der Erdbeben- und der Sonnenfleckenhäufigkeit einen bemerkenswerten Parallelismus zeigt. Nun ist in vielen Fällen ein Zusammenhang zwischen Erdbeben und Vulkanausbrüchen unerkennbar, und es liegt daher nahe, Untersuchungen über die Abhängigkeit der

Vulkantätigkeit von der Häufigkeit der Sonnenflecken anzustellen.

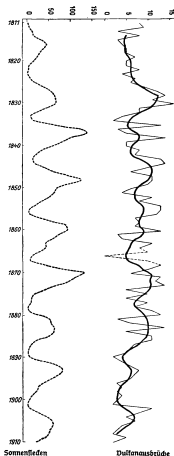
Zu diesem Zweck wurde zunächst für den Zeitraum von 1811 bis 1910 die Zahl der in jedem Jahre stattgefundenen bedeutenderen Vulkanausbrüche mit der für das betreffende Jahr abgeleiteten Relativzahl der Sonnenflecken verglichen. Tabelle 1 verzeichnet die Zahl der jährlich stattgefundenen Vulkanausbrüche für den angegebenen Zeitraum.

Tabelle 1¹.Zahl der Vulkanausbrüche in den
Jahren 1811–1910.

Jahr	+0	+1	+2	+3	+4	+5	+6	+7	+8	+9
1810	5	8	9	3	8	3	4	5	5	7
1820	5	5	8	4	7	6	9	12	14	11
1830	16	8	8	4	2	13	3	5	14	5
1840	5	8	7	13	14	10	6	11	11	10
1850	6	4	11	8	13	13	12	7	8	7
1860	13	3	4	11	8	(10)		(10)	13	10
1870	8	13	12	14	5	10	5	10	7	11
1880	13	3	6	14	5	11	11	7	6	5
1890	2	4	6	8	7	6	5	4	3	4
1900	3	2	11	8	5	7	4	3	2	5
1910	2									

Zur Verdeutlichung wurden die Werte der Tabelle in eine Kurve eingetragen und können so direkt mit den Jahresdurchschnittszahlen der Sonnenfleckentätigkeit verglichen werden, deren Kurve im unteren Teile der Zeichnung wiedergegeben ist.

Zu dieser Zeichnung ist nun folgendes zu bemerken: Da zahlreiche Vulkanausbrüche sich in wenig zugänglichen Gebieten des Erdballes ereignen und ferner in den meisten Quellen kein genügender Unterschied zwischen größeren und kleineren Ausbrüchen gemacht wird, muß die unausgeglichene Kurve der jährlichen Vulkanausbrüche natürlich starken Schwankungen unterworfen sein und kann die vermuteten Beziehungen daher oft stark verwickeln. Es muß daher eine (aus 5-jährigen Mittelwerten gebildete) aus-



¹ Schneider, Die vulkanischen Erscheinungen der Erde, Berlin 1911; Köppen, Lufttemperaturen, Sonnenflecke und Vulkanausbrüche, in „Meteorologische Zeitschrift“, 1914, Heft 7.

geglichene Kurve der Vulkanausbrüche (in der Zeichnung stark ausgezogen) zum Vergleich mit der Kurve der

Sonnenfleckenrelativzahlen herangezogen werden. Hier ergibt sich alsbald die von der Welislehre geforderte Beziehung deutlich. Im einzelnen ist dazu zu sagen: Dem Sonnenfleckenminimum von 1823 entspricht die Senkung der Vulkankurve vom gleichen Jahre, dem darauffolgenden Sonnenfleckenmaximum, das seine höchste Ausprägung im Jahre 1830 erfuhr, die starke Erhebung der Vulkankurve in den Jahren 1828/30. Das nächste Sonnenfleckenminimum fiel auf 1833 und das Maximum auf 1837, während die zugehörigen Punkte der Vulkankurve um je etwa ein Jahr verspätet eintraten. Das nächstfolgende Fleckenminimum (1843) drückt sich durch die Senkung der Vulkankurve von 1840/42, das folgende Fleckenmaximum von 1848 durch die Erhebung der Vulkankurve von 1846 aus. Im Jahre 1855 zeigt alsdann die Vulkankurve eine schwache Erhebung, die sich in der Sonnenfleckenkurve nicht findet; vielleicht haben damals die gleichen Verhältnisse geherrscht wie 1902, worüber weiter unten zu sprechen ist. Dem Fleckenminimum von 1856 entspricht das Minimum der Vulkantätigkeit von 1858, dem Fleckenmaximum von 1860 das Maximum der Vulkantätigkeit von 1860/61. In den nun folgenden Jahren 1863/70 ist die Kurve wegen einer Reihe nur ungenau bekannter Werte nicht sicher; immerhin spiegelt sich das Fleckenminimum, das 1867 eintrat, in der Kurve der Vulkantätigkeit 1866 deutlich wider. Weitere Fleckenminima traten 1878, 1889 und 1901 ein, zu denen die Minima der

Vulkantätigkeit von 1877, 1890 und 1899/1900 gehören. Genau so liegen die Verhältnisse bei den Maxima: ein sehr hohes Sonnenfleckenmaximum fällt auf 1870, weitere, aber durchwegs niedere, in die Jahre 1883, 1893 und 1906; diese entsprechen den Maxima der Vulkantätigkeit von 1883, 1893 und 1904. 1902 ereigneten sich eine ganze Reihe bedeutender Ausbrüche, die sich in den Sonnenfleckenrelativzahlen scheinbar nicht wiederfinden. Dies ist jedoch ein Trugschluß, denn auch auf der Sonne zeigte sich in diesem Jahre erhöhte Tätigkeit, die sich allerdings weniger in der Zahl der Sonnenflecken als in der hohen Zahl und Häufigkeit der Sonnensackeln und -protuberanzen offenbarte. Dergleichen zeigten auch andere, von der Sonnentätigkeit unzweifelhaft abhängige Erscheinungen der Erde, Polarlichter usw., 1902 ein sekundäres Maximum.

Sagt man das Vorstehende zusammen, so ergibt sich, daß sich die ausgeglichene Kurve der Vulkantätigkeit ziemlich eng an die Kurve der Sonnentätigkeit anschließt und daß nur geringfügige Verschiebungen der Kurven gegeneinander vorkommen. Wichtig ist, daß man, um Irrtümer zu vermeiden, außer der Häufigkeit der Sonnenflecken auch die Zahl und Größe der Sackeln und Protuberanzen zu beachten hat. —

Durch den Umfang der obigen Tabelle ist es bedingt, daß dieselbe manchmal etwas unübersichtlich wirkt. Es wurden daher etwa 60 Vulkane einzeln auf ihre wechselnde Tätigkeit

untersucht, und dabei wurde das obige Resultat bestätigt gefunden. Zum Schluß seien noch einige derartige Beispiele angeführt.

Als bekanntester und am besten untersuchter Vulkan darf wohl der Vesuv gelten; er möge daher hier auch an erster Stelle stehen (Tabelle II).

Tabelle II.

Vesuviusausbrüche seit 1700.	
Jahr des Ausbruchs	Sonnenfleckenmaximum
1707	1705
1737	1738
1760	1761
1767	1769
1779	1778
1794	
1804/5	1805
1822	
1850	1848
1855	
1858	1860
1861	1860
1900	
1871/2	1870
1891/5	1894
1903 f. o. das betr. 1902	Gefagte!
1904	1906
1906	1906

Wie die Tabelle lehrt, ist die Übereinstimmung eine sehr gute. Besonders ist zu bemerken, daß der furchtbarste Ausbruch des Vesuvius in dem betreffenden Zeitraum, der große Ausbruch von 1906, in das Jahr eines Sonnenfleckenmaximums fällt.

Als zweiter Vulkan sei hier der Krakatau angeführt, dessen verheeren-

der Ausbruch von 1883 wohl den größten und schlimmsten Vulkanausbruch seit Menschengedenken darstellte. Auch dieser fiel genau in ein Jahr, in dem die Sonnenflecken in maximaler Zahl auftraten. Ebenso ereignete sich sein neuester Ausbruch, zu Beginn dieses Jahres, in einer Zeit hoher Sonnentätigkeit.

Auch der berühmte Mauna Loa auf Hawaii erlebt durchschnittlich alle 10 (11?) Jahre größere Ausbrüche. Sein letzter großer ereignete sich 1916/17, kurz vor dem Sonnenfleckenmaximum von 1917.

Zuweilen entstehen durch vulkanische Ausbrüche mitten im Meere neue Inseln, uns so von unterseeischer Vulkantätigkeit Zeugnis gebend. Z. B. entstand im sizilischen Meer 1831 die Inseln Ferdinandea oder Giulia, die aber bereits im darauffolgenden Jahre von den Wogen wieder zerstört wurde und unter die Meeresoberfläche versank. Das zugehörige Sonnenfleckenmaximum war 1830 eingetreten.

Auch Vulkane, die seit sehr langen Zeiten keinen Ausbruch mehr zu verzeichnen hatten und für erloschen galten, erlebten ihren ersten Neuausbruch gewöhnlich in Jahren höchster Sonnentätigkeit. So entstand der seither dauernd tätige Isalco (in San Salvador) im Jahre 1770, also ein Jahr nach dem Maximum der Sonnenflecken. Der Vulkan Jorullo in Mexiko entstand 1759, das zugehörige Sonnenfleckenmaximum trat 1761 ein. —

Wir glauben, daß die hier angeführten Beispiele genügen, um einen unvoreingenommenen Leser zu überzeugen,

daß die von der Welteislehre behaupteten Zusammenhänge zwischen der Sonnentätigkeit und irdischen Katastrophen tatsächlich bestehen. Die obigen Beispiele ließen sich übrigens leicht noch um ein Vielfaches vermehren. In der gleichen

Weise, wie es oben für den Desjav gesehen ist, wurden für ca. 60 Vulkanen Tabellen angelegt, die fast durchwegs das gleiche Resultat ergaben und damit die Ableitungen der Welteislehre vollauf bestätigen.

R. ERCKMANN / HEINRICH RICKERT UND HANNS HÖR- BIGER

Die Welteislehre in ihrer Beziehung zur Philosophie als Wissenschaft vom Ganzen der Welt

(Schluß von Seite 143, Heft 4.)

Es mag angesichts der Anfeindungen Hörbigers auf den ersten Blick seltsam anmuten, wenn festgestellt wird, daß auch die Welteislehre nichts als wissenschaftliche Erkenntnis geben will, so sehr hat das nicht endende Gefasel vom „Glauben“ als dem Zentrum der Welteislehre den Schwerpunkt des Ganzen verschoben; wo der Ausgangspunkt dieser Anwürfe liegt, werden wir noch sehen. Wer aber die Welteislehre kennt, der weiß, daß sie in ihrer gesamten Ableitung streng logisch verfährt; begriffliche Klarheit wird hier wie dort angestrebt, allerdings nichts im Sinne mathematischer Begrifflichkeit (hier mathematische Methode mit ihrer Tatsachen überfliegenden unduldsamen Irrationalität entspräche etwa auf dem Gebiete der Philosophie der rationalistisch-intellektualistischen Methode etwa Spinozas, die Rickert für den Philosophen als die Erlebnismöglichkeit verklärend in seiner Fiktion des dreierlei Pathos als erste ausdrücklich ablehnt). Die wissenschaftliche Tendenz der Philosophie sowohl als der Kosmogonie bedeutet also hier wie dort klare, logische Deduktion, die in keiner Hinsicht dem Erlebnismaterial bzw. Tatsachenmaterial inhaltlich irgendwie

Zwang antun darf, was durch Rickerts heterologische Methode möglich wird, auf die wie auf ihre welteislehrliche Entsprechung wir hier leider nicht eingehen können. Diese gemeinsame Tendenz in Verbindung mit der oben umrissenen universalistischen führt zwangsläufig zur dritten Parallelität: der Einsicht, daß universalistischer Wille systematischer Wille sein müsse — auch hier wieder bei Hörbiger wie oben mehr durch System realisiert als begrifflich gefordert. So wird auch mit gleicher und gleich schiefer Beweisführung gegen den Willen zum System hier wie dort gekämpft: „Der Wille zum System ist ein Mangel an Rechtschaffenheit“, sagt Nietzsche, der bedeutendste Feind systematischen Philosophierens; „es wird . . . hier alles und jedes aus einem einzigen Gesichtswinkel betrachtet. . . Jedenfalls ist die Gesamtheit aller Erfahrungen über das Weltall . . . unserm beschränkten Menschengesicht noch viel zu vielgestaltig, als daß wir wirklich alles von einem Punkt aus erklären könnten“, sagt Professor Dr. Nippoldt. Aber, fragen wir, eignet nicht Hörbigers glazialkosmogonisches System jene formale Geschlossenheit bei völliger Offenheit gegenüber neuandringendem Tatsachenstoff, die Rickert

vom philosophischen System fordert, wenn es Träger des Wahrheitswertes sein soll?! (Vgl. die spätere Entdeckung der von Hörbiger geforderten Gigantsterne.)

Die bisherigen Vergleichsergebnisse sprechen eine beredte Sprache. Nach seiner Grundlegung der Philosophie als systematisch verfahrenender Universalwissenschaft vermochte Rickert einen umfassenden Begriff vom philosophischen All zu bilden. Und wieder müssen wir feststellen: auch Hörbiger vermochte das kosmogonische All im Werk zu umreißen; da wird aus der Gigantinmutter und dem Einschöbling das Sonnensystem geboren; es gliedert sich nach mechanischen Gesetzen, ordnet sich, weitet sich, erzeugt aus sich alle Erscheinungen des Himmels, die bis heute in unsern Gesichtskreis getreten sind, Milchstraße und Kometen, Sternschnuppen und Boliden, Mondkrater und Sonnenfleck, Zirkuswolke und Zodiacallicht, Spiralnebel und Algolsterne, Trabanten und Hagel, Marskanal und Jupiterfleck; und es engt sich wieder ein, Planeten fressen ihre Monde, die Sonne ihre Planeten, bis sie wieder allein ist mit ihrem Schicksal, Gigantinmutter oder Einschöbling zu werden — ist das keine umfassende Begreifung letzter kosmischer Ganzheit und Allheit? Wie dort Rickert, so schreitet hier Hörbiger über alles bisher Geleistete hinaus, indem er, das Agens und allein Gestaltende des Alls begrifflich in Händen haltend, den Begriff des Alls von diesem Zentrum aus deduktiv konzipiert. Entscheidend für das Gelingen dieser Konzeption wie dort die Entdeckung des unwirklich-geltenden Wertreiches so hier die jenes kosmischen Urdualismus von Feuer und Wasser, der ordnend und gestaltend in den Materialkreis tritt und der das letzte bedeutet, was sich wissenschaftlicher Kosmogonie offenbaren kann. Und es ist fesselnd, wenn Rickert bei Prüfung der

Frage, ob eine letzte Einheit als Begriff für das Reich der Wirklichkeit und der Werte zu bilden sei, diese verneinen muß und feststellt: „Es ist unmöglich, einen Begriff von dem zu bilden, was sowohl als Wert gilt, als auch real wirkt“, also einen logisch unüberwindbaren Urdualismus konstatiert, den wir in seiner vierfachen Wiederkehr in den Kategorien vollständig-unendlich, actio-contemplatio, persönlich-sachlich, sozial-asozial bei Ableitung des Wertsystems als letztes Gestaltungsprinzip erkannt haben und der bei Hörbiger Gigantsternexplosion, wie Erdwetter, wie Milchstraßenwerden bedingend, wiederkehrend letztes Gestaltungsprinzip des Sonnensystems ist. Wir müssen uns leider auch hier weitere Ausführungen versagen.

Wenn wir die gesamte spezielle Naturwissenschaft, wie Kosmogonie von heute und gestern sowie die Frucht an faktisch-inhaltlichen Ergebnissen betrachten, die der bisherige Kampf um die Weltelehre gezeitigt hat, so dürfen wir feststellen, ohne an das Prinzip der Wissenschaftlichkeit in Rickerts strengem Sinn zu rühren, das aller Wissenschaft gilt: das logisch aus dem Urdualismus und den Gesetzen der Mechanik abgeleitete System des Weltwerdens und -vergehens, wie es Hörbiger aufgestellt hat, stellt sich als formal-theoretisches Ganzes dar, dem sich der gesamte bisher erarbeitete Einzelstoff bis heute zwanglos eingeordnet hat, ohne sich zu widersetzen, aber auch ohne jenes Ganze bis zum Rand füllend zu töten; wir haben in der Tat für den kosmogonischen Stoffkreis hier eine Errungenschaft von ebenso überragender Bedeutung vor uns, wie sie Rickerts System für das Problem der Philosophie zukommt.

Auch jenes Pathos der Pathoslosigkeit, jenes Erfassen der „Welt als In-

begriff von Fällen allgemeiner Gesetze", wie es Kant forderte, spüren wir im Hauptwerk der Weltelehre, wenn auch von vorne an Gedanken auch anderer als nur theoretischer Qualität Platz fanden; aber was dort um der Universalität willen nicht sein durfte, wenn es nicht das ganze Werk in sich aufheben sollte, das darf hier gestattet sein: bei Rickert steht der Satz „die theoretische Intuition bleibt ebenso wie das unsystematische Denken auf Teile der Welt beschränkt; die unendliche, totale Welt“ (im philosophischen Sinne) „entzieht sich jeder Anschauung“; damit ist eine gewisse Berechtigung der Intuition auf dem Gebiete der Spezialwissenschaft zugegeben, die Hörbiger für sich in Anspruch nehmen darf, um so mehr, als große Spezialwissenschaftler ihr entscheidende Urkenntnisse verdanken, um so mehr, als ja diese Urintuition dem prüfenden Denken sekundär standzuhalten hatte und auch standhielt; zudem ist der kosmogonische Kosmos wie kein anderer plastisch und schaubar im Gegensatz zum philosophischen; diese Rolle der Intuition bei Hörbiger, aus der dieser kein Hehl gemacht hat, weil sein wissenschaftliches Gewissen rein war, ist der Urquell aller Einwände und Verdächtigungen der Unwissenschaftlichkeit, der Laienhaftigkeit des „Meinenden“ und „Gläubigen“; obiges Zitat eines so fanatischen Wissenschaftlers wie Rickert sollte endlich mit diesem in nichts bewiesenen, bis zum Ermüden und auch schimpfend dargebotenen Einwurf aufräumen.

Infolge der durch den Gegenstand schon bedingten Nahelage des glazial-kosmogonischen Systems dem intuitiv-Erschaubaren-Allogischen, den nichttheoretischen Werten gegenüber atmet denn auch das Werk Hörbigers viel unmittelbarer den Hauch eines Gutes aus, an dem Werte vollendlicher Partikularität, ästhetische Werte haften; denn es bedarf hier, wo unmittelbar ange-

schaut werden kann, nicht erst des Heraus tretens aus dem Bereich des Werkes, um sich dessen bewußt zu werden; der Weltenbaumeister (wenn das Bild gestattet ist) lebt außerhalb seines Werkes, die Kugeln des Alls von außen meisternd, der Gedankenbaumeister wirkt innen, im Gerüst seines Turmes herumkletternd, Gedankenbalken und logische Verspannungen fügend; noch unmittelbarer weist der WEL-Kosmos in die Sphäre jener Werte, die die Sphäre kontemplativ-mystischer Religiosität eignen: ich darf hier auf die Ausführungen Negles über „Moderne Eschatologie“ im Juniheft der „Literatur“, soweit sie die Weltelehre betreffen, verweisen, über die ich in Heft 2 des „Schlüssels“ 1928 berichtet habe und deren Formulierung mir unübertrefflich erscheint.

Und tun wir auch endlich hier den Schritt vom Werk zum Wirker: Hörbiger ist nicht bescheiden, wie Rickert von einer Stätte zu lehren, auf die das Jahr und der große Mensch ihre heiligende Kraft geübt haben; so ist sein Kampf größer, bitterer, in Niederungen des Allzumenschlichen sich ausbreitend; denn beide Männer sind Kämpfer, Schwimmer gegen den Strom: jener gegen die gewaltige Modeströmung der Philosophie des Lebens mit ihren über das Rationale hinauswollenden und oft antisystematischen Tendenzen, dieser gegen die des fanatisierten, mathematisierten Spezialistentums. Und wenn man jenen als den lebensfernen, verdoaneten, ewig unfruchtbaren Kathederphilosophen und Gedankenekwilibristen lang schweigend, halb ehrfürchtig beurteilte — ein gescheiter Kopf, doch leider lebensabgewandt und steril —, so war dieser als Privatmann jenseits des Ansls der Universität, das Daqué z. B. zugute kommt, der klärenden Meute voll ausgekehrt, die im Namen der „Wissenschaft“ protestierte gegen den Laiendiletantismus und die für richtig hielt, auch nach Methoden

der Gasse zu kämpfen — Schöpferischkeit, gewaltig fordernd von der Persönlichkeit des Angegriffenen. Es war nicht zuviel gefordert: auch bei Hörbiger die Bescheidenheit des Grenzbewußtseins des Großen, auch bei ihm Ethos des Eintretens für seine gute Sache mit Mitteln ihrer würdig. So ist auch die Tragik beider Männer ihr Sieg — schon heute! Mag einzelnes dahinsinken, ihr Gesamtwerk ragt als Mal, das nicht übersehen werden kann und das unbequem allem Ansturm der Geister bisher getrotzt; und die Philosophie des Lebens rennt sich an diesem Block zu Tode samt ihrem Anhang, während die Kosmogonie des Nutspezialistentums in den letzten Zügen und in schon fast komischen Verrenkungen liegt (Nölke!). So treten die Männer ins Licht der Betrachtung, die zu sachlich und zu bescheiden waren, sich anpreisend vor ihr Werk zu drängen, die Männer, die die Sätze schreiben konnten: „Im Vergleich zu dem, was hier“ (im deutschen Idealismus von Kant bis Hegel) „bereits geleistet ist, denke ich über meinen eigenen Systemversuch sehr bescheiden“ (Rickert, System I, 11) und: „Nach unserer bescheidenen Dafürhalten sollte aber gerade das tiefere Eindringen in die Wunder des Lebens auch zu um so tieferer Ehrfurcht vor dem nur metaphysisch zu begreifenden organischen Gestaltungsprinzipie drängen“ (Hörbiger-Sauth, Hauptwerk, S. 526, vgl. auch das Diesbezügliche in „Moderne Eschatologie“); und was ihr Werk nicht leisten wollen konnte, das Verbinden

von Lehre und Leben, das vollzieht sich in den Schöpfern, die aus ihrer großen Persönlichkeit heraus entscheiden, daß die rein formale Staffellung in Rickerts System zugleich eine Klimax inhaltlicher Steigerung bedeutet, daß sich diese Entscheidung nur in der Persönlichkeit, nie in der Wissenschaft vollziehen könne („das Gefühl für das Ungeheure braucht der Wissenschaftler nicht zu verlieren; aber daneben will er Klarheit; Wissenschaftsfeindlichkeit ist allzu oft ein Zeichen von Lebensschwäche derer, die die Klarheit des Ungeheuren nicht zu tragen vermöchten,“ Rickert) oder daß das kosmogonische System Hörbigers in seinem Rhythmus das Innerste der Persönlichkeit aufzuwählen vermag, so sehr es selbst wissenschaftlich klar und neutral dasteht. So haben sich denn hier im Legt-menschlichen die Geister gefunden, die sich wie alle großen Geister nahe sind, weil sie in den Höhen der Menschheitsspyramide zu Hause sind, sich gleichermaßen dieser Höhe bewußt wie der Vermessenheit alles Willens, den Himmel aus dieser Höhe zu stürmen.

So wollen wir denn als Ergebnis dieser Ausführungen als Freunde der Weltelehre diese große, einzigartige, geniale Lehre als Führerin ansehen zu jener anderen wissenschaftlich übergeordneten, menschlich gleich vollwertigen gewaltigen Lehre vom All der Welt, wie sie uns Heinrich Rickert umrissen hat und damit einen weiteren Schritt tun aus einem chaotischen Zeitgeist zu einem kosmisch-schöpferischen einer geglaubten Zukunft.

RUNDSCHAU

Zur Entstehung des Erdöls

Auf dem letzten Geologen-Kongreß in Goslar 1927 wurde die Bildung des Erdöls lebhaft besprochen. Unter anderen sprach der a. o. Professor für Geo-

logie und Vertreter des Lagerstätten-Instituts der Bergbauabteilung an der Berliner Technischen Hochschule, Dr. Ernst Harbort, über die geologisch-chemischen und biologischen Be-

dingungen der Entstehung des Erdöls. Der Vortragende führte aus, daß die bisherigen Anschauungen, nach denen Erdöle aus tierischen und pflanzlichen Setten in der Natur entstehen, nicht richtig sein können, weil die chemische Natur der Erdölprodukte der natürlichen Lagerstätten mit dem hohen Schwefel- und Stickstoffgehalt sowohl in dem Erdöl als in den Erdölgasen und Erdölgesteinen dagegen spricht. Darum gingen alle früheren Experimente von falschen Voraussetzungen aus, wenn sie, wie die von Engler, Kramer und Spilker, petrolartige Körper vorwiegend aus tierischen und pflanzlichen Setten durch Druckzerlegung zum Ziel hatten bei Temperaturen, die den natürlichen Vorkommen nicht entsprechen. Prof. Harbort hat auf experimentellem Wege die Zerlegung des tierischen Protoplasmas, und zwar der Eiweiß- und der Fettstoffe einer gemischten Meeresfauna, im Autoklaven vorgenommen und als Produkte neben kleinen Mengen verseifbarer Sette unverseifbare petrolartige Körper erhalten neben Ammoniak und Schwefelwasserstoff. Damit sind Zerfallsprodukte des zur Erdölbildung in Frage kommenden tierischen Protoplasmas erzielt, die den Verhältnissen auf den natürlichen Lagerstätten entsprechen.

In der Erdölbildung können somit marine, brockische und Süßwassertiere teilnehmen. Bedingungen zur Erdölbildung sind baldige Einbettung der abgestorbenen Tiere zur Verhütung der Verwesung und Zerlegung des Protoplasmas und der Sette unter hohen Drucken und Temperaturen, wie sie in absinkenden Meeresräumen in Tiefen von 500—200 m schon erreicht werden, wobei der Zeitfaktor eine wesentliche Rolle spielt. Die Bildung von primärem Erdöl erfolgt in sandigen oder dolomitischen Sedimenten. In tonigen Sedimenten entstehen die bituminösen Schiefer, in denen das Bitumen chemisch fest ge-

bunden ist wie in den bituminösen Kohlen. Erdgas, Petroleum, Ölschiefer und bituminöse Kohlen sind nur verschiedene Fazies der Fossilisierung der tierischen und pflanzlichen Weichteile, die vorwiegend aus Eiweißkörpern bestehen.

Wir wollen die hier ausgesprochene Ansicht unsern Lesern nicht vorenthalten, weil sie vor allem aufzeigt, daß das Erdölproblem im Hinblick auf andere Theorien darüber noch heiß umstritten ist. Die Forderung einer verhältnismäßig raschen Einbettung von Organismen ist zum mindesten bezeichnend genug. Sp.

Leben auf unserer Nachbarwelt?

Vor einigen Jahren erregte die seltsame Theorie des bekannten Astronomen Pickering großes Aufsehen.

Er wollte beobachtet haben, daß im Innern des großen Mondkraters Eratosthenes eine Anzahl dunkler Flecken ständig ihre Lage veränderten. Zunächst nahm man an, daß es sich um die Schatten irgendwelcher Felsen handle; aber diese Vermutung mußte alsbald fallen gelassen werden, da sich bei jedem Mondumlauf ein anderes, wesentlich verändertes Bild ergab, weshalb man von der Theorie, daß man es mit Schatteneffekten zu tun habe, überhaupt abkam. Nach langer Beobachtung kam dann Pickering auf die seltsame Vermutung, die dunklen Flecke müßten von — riesigen Insekten Schwärmen (!!) herrühren, die, ähnlich wie die Eintagsfliegen der Erde, jeden vierzehnten Tag, nämlich bei jedem Sonnenaufgang auf dem Monde, durch die zunehmende Erwärmung der Mondoberfläche aus dem Ei gelockt würden und dann das Innere der Krateröffnung in enormen Schwärmen durchschwärmten.

Leben wäre deshalb denkbar, weil sich von einer früher wohl auf dem Monde vorhandenen Atmosphäre ein geringer Bruchteil noch in den Höhlen

des Kraters Eratosthenes erhalten habe. Diese Überbleibsel einstiger Atmosphäre, die sich noch in den Schächten der Krateröffnung befänden, könnten nun immerhin noch das Dasein dieser niedrigen Lebewesen, wie sie die genannten Insekten vorstellen würden, ermöglichen (!!).

Inzwischen war diese Perspektive in Vergessenheit geraten, doch aus Paris kommt die Meldung, daß der Direktor der Sternwarte von Meudon, Abbé Moreau, ebenfalls unverkennbare Spuren von organischem Leben auf der Mondoberfläche entdeckt haben will! Er betrieb seine Beobachtungen bereits seit vielen Monaten, und es gelang ihm, die gleichen Phänomene zu finden, die seinerzeit die Aufmerksamkeit des Amerikaners erregten. Der französische Forscher gibt nunmehr offiziell bekannt, daß auch er das rätselhafte Schattenspiel im Mondgebirgskrater Eratosthenes beobachtet und gewissenhaft überprüft habe. Nach seinen Feststellungen sei absolut keine andere Erklärung möglich als die des Amerikaners, die er sich in vollstem Ausmaß zu eigen mache und alsbald wissenschaftlich zu belegen erbötig sei. Vielleicht wachsen bis dahin noch weitere Phantasieauswüchse heran und lassen Kühe auf den Mondgebirgen grasen!!

Sp.

Schicksal der Außenleiter

Rosalie Braun-Artaria teilt in ihrem reizenden Büchlein „Von berühmten Zeitgenossen“ über ihren 1869 verstorbenen Gatten, den Professor Dr. Julius Braun, folgendes mit:

„Schüler und überzeugter Anhänger von Professor Roeth, der die griechische Religion und Philosophie aus der ägyptischen herleitete, hatte Braun auf einer mehrjährigen Reise nach Ägypten, Kleinasien und Griechenland sich in der Überzeugung befestigt, daß auch die griechische Kunst sich aus

ägyptischen, babylonischen und phönizischen Elementen entwickelt habe, und er verfocht diese gegen das herrschende Dogma von der unbedingten Originalität der Griechen streitende neue Lehre mit überlegenem Geist, reichstem Wissen und der ganzen Glut des begeisterten Reformators, aber auch mit einer rücksichtslosen Schärfe des Angriffs, die ihm bald entschiedene Feindschaft auf der ganzen philologischen Front eintrug. Da er nicht zu widerlegen war, wurde er totgeschwiegen, und seine kühnen Hoffnungen auf baldigen glänzenden Erfolg und eine führende Stellung in der Wissenschaft blieben unerfüllt.“

Sp.

Voraussetzung von WEL-Gedanken

Herr Oberingenieur Franz Weeren teilt uns folgende bemerkenswerte Erlebnisse mit. Schon sein Vater war Hüttenmann, und er selbst assistierte ihm bei Himmelsbeobachtungen durch allerlei Mithilsen. Beide beobachteten am 27. November 1872 einmal „den Sternschnuppenregen gemeinsam, und oft haben wir uns darüber hinterher unterhalten. Ich sehe ihn noch, wie er mit seinem großen Browningschen Spektroskop auf der Jagd lag und nur reflektiertes Sonnenlicht zu sehen glaubte. Beim Ausleuchten eines Meteors in späteren Jahren, da hörte ich ihn immer sagen: ‚das war Eisen, was da zerstäubte‘, wie er auch die Sternschnuppen mit ihrem venusähnlichen Licht für Eisstücke erklärte. Schade, daß er nicht unsern Hörbiger erlebt hat! Es war ja nur ein Vorahnen an einigen Stellen, Bruchstücke nur des gewaltigen Ideenkomplexes, die uns Hörbiger offenbarte.“

(Es ist klar, daß dem Hütteningenieur das Eisenspektrum sehr bekannt war.)

S.

VORTRAGS- UND VEREINS- WESEN

Mitteilung des Vereins für kosmotechnische Forschung

Nach Punkt 3 der Satzungen (vgl. Heft 3, 1928, S. 110) sind als Stifter zu nennen mit dem beigefügten Betrage:

Herr J. C. Schwenger, Gut Mönchhof 100.— M.

Herr H. Schumacher, Hamburg 100.— M.

Folgende Mitglieder haben als Jahresbeitrag gezeichnet:

Herr Dr. jur. S. Fick, Zürich 100.— M.

Herr Ing. E. Gams, Zürich 80,80 M.

Herr M. Kötting, Leipzig 50,00 M.

Herr Baurat Dr. S. Neuhäus, Berlin 62.— M.

Herr Generaldirektor Dr. Sieg, Köln 20.— M.

An dieser Stelle sei dem Genannten besonderer Dank ausgesprochen.

*

Breslau. Am 1. Februar fand in Breslau vor der Gutachtenkammer Schlesiens für beidgütige Sachverständige ein Vortrag über die Welteislehre statt, den Ferdinand Reiter aus Wien hielt. Der große Saal des Hotels Riepner war voll besetzt und folgten sämtliche Anwesenden mit Spannung dem Vortrage, der vom launigen Schlußwort des Vorsitzenden Direktor Dr.-Ing. M. Gärnerer abschloß, einhelligen Beifall fand.

Desgleichen fand ebenfalls in Breslau am 6. Februar im Gesellschaftshaus Silesia vor dem Bürgerverein Süd-Ost ein Welteisvortrag von obigem Herrn statt. Der Besuch war derart reger, daß viele keinen Platz fanden. Der begeisterte Anhänger der Welteislehre, Studienrat Dr. C. Müller, begrüßte im Vorwort Osterreich und insbesondere Hanns Hörbiger und seine geniale Tat, worauf der zweistündige Vortrag, der mit äußerstem Interesse aufgenommen wurde, folgte.

7.

Dresden. In der hiesigen Ortsgruppe des Vereins für kosmotechnische Forschung fand am 3. 4. 28 ein gut besuchter Vereinsabend statt, in welchem Dipl.-Ing. Krug einen Vortrag über das Newtonsche Schwerkraftsgesetz hielt, wobei die Wahrscheinlichkeit der Abänderung desselben im Hörbiger'schen Sinne betont wurde. Eine lebhafteste Diskussion bestritt den außerordentlich anregend verlaufenden Abend.

Hildburghausen. Die Volkshochschule Hildburghausen hat am 27. Februar und 5. März je einen zweistündigen Vortrag über die Welteislehre von Georg Höhne halten lassen, ohne sich (lobenswerterweise) durch heftige Presseangriffe (Hoffmeister-Sonneberg) dahin bestimmen zu lassen, solch „geistiges Kurpfuschertum“ von ihren Hörern fernzuhalten. Die Hörer waren, eben durch die Zeitung, sehr kritisch eingestellt; ein Studienrat versuchte nach dem ersten Vortrag durch längere Ausführungen mit den fattsam bekannten Angriffen (Phantasten, Nichtmathematiker usw.) die Ausführungen zu entkräften. Nach dem zweiten Vortrag beschränkte er sich auf die Mahnung, ja die Gegenschriften zur Welteislehre zu studieren. Das konnte der Redner befürworten, indem er als selbstverständliche Voraussetzung verlangte, daß man dann natürlich erst die positiven WEL-Schriften gelesen haben müsse, da man aus negativer Stellungnahme eine Sache nicht maßgebend kennenlernen könne.

Ilmenau. In zwei aufeinanderfolgenden Kursen der hiesigen Volkshochschule hat Lehrer Georg Höhne je vier zweistündige Vorträge über die Welteislehre gehalten. Es waren jedesmal etwa dreißig sehr interessierte Hörer zugegen. Im ersten Kursus wurden die in Betracht kommenden Probleme und ihre sehr „problematistische“ Deutung nach den bisherigen Ansichten der entsprechenden Wissenschaftsgebiete aufgezeigt, um anschließend zu erläutern, wie die Welteislehre den Bau und das Geschehen der Welt unter ein-

heitlichen Gesichtspunkten zu erklären bestrebt ist. Im zweiten Kursus wurden dann Einzelgebiete: Mond, Mars, Atlantis- und Sintflutfrage, Rhythmus des kosmischen Lebens ausführlicher behandelt.

Am 12. März veranstaltete derselbe Redner im Hörsaal der Landesfachschule einen öffentlichen zweistündigen einleitenden Vortrag über die Welteislehre vor etwa sechzig Hörern. Außer diesen Vorträgen war Gelegenheit gegeben, vor einem kleineren und einem größeren Lehrerverein je zwei Stunden über Welteislehre zu sprechen. Alle Veranstaltungen wurden gut unterstützt durch die Lichtbilderreihe aus Voigtländers Verlag.

BÜCHERMARKT

Neueingänge

- Maertelink, M.**, Das große Rätsel überlegt von Eulu v. Strauß u. Cornen. Eugen Diederichs Verlag, Jena 1924. Geb. M. 6.50.
- Mühlestein, H.**, Die Geburt des Abendlandes. Geschichte als Sinndeutung der Gegenwart. Müller & Kiepenheuer Verlag, Potsdam 1928. In Leinen M. 4.80; brosch. M. 3.30.
- Prinzhorn, H.**, Leib-Seele-Einheit, Ein Kernproblem der neuen Psychologie. Müller & Kiepenheuer Verlag, Potsdam 1927. In Leinen M. 4.80; brosch. M. 3.30.
- Schoenichen, W.**, Vom grünen Dom, Ein deutsches Waldbuch. Unter Mitwirkung v. Forstmeister O. Seucht, Prof. Dr. H. Hausrath u. Prof. Dr. M. Wolff herausgegeben im Namen der Staatl. Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen. Mit 61 Abb. Verlag Georg D. W. Callwey, München 1926. Geb. M. 8; brosch. M. 7.
- Stermeder, H.**, Die Zwei und ihr Gestirn. Roman. E. Staackmann Verlag, Leipzig 1927. Geb. M. 6.50.
- Wilhelm, R.**, Ostasien, Werden und Wandel des chinesischen Kulturreiches. Müller & Kiepenheuer Verlag, Potsdam 1928. In Leinen M. 4.80; brosch. M. 3.30.

Besprechung

Ein neues Welteisbuch

Hinzpeter, G., Urwissen von Kosmos und Erde. Die Mythologie im Lichte der Welteislehre. VIII, 226 Seiten und 11 Abbildungen. R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1928, brosch. M. 4.—, in Ganzl. M. 6.—.

Uralte Mythen, geheimnisvolle Sagen, die aus fernster Vergangenheit dem Menschen in seltsamer Sprache schier ungläubliche Kunde zuraunen, sind offenbar geworden und größtenteils ihrer Rätsel entkleidet...

Hat der geniale Begründer der Welteislehre mit der Erklärung der Sintflutagen, des Unterganges von Atlantis und wichtiger Stellen der Offenbarung den Weg gewiesen, der für die Mythenedeutung beschritten werden muß, so liegt in „Urwissen von Kosmos und Erde“ eine grundlegende neue Arbeit vor, die es sich zur Aufgabe gestellt hat, das gesamte Problem der Mythologie (inkl. Religionsgeschichte) in seinen Grundzügen zu lösen.

Wie eine ungeheure Szenerie mit kosmisch-tellurischem Hintergrund rollt das große Geschehen der Weltgeschichte, deren denkbarer Zeuge seit Jahrmillionen der Mensch ist, in ununterbrochener Folge vor unseren Augen vorüber. Der Verfasser bietet keine willkürliche Deutung, kein neues kosmisches „Märchen“, sondern erlebte Schicksale der Menschheit von urgewaltiger Kraft und unerhörten Prüfungen.

Im Mittelpunkt der Betrachtung stehen zwei Sagengebiete, die wohl größtenteils als bekannt vorausgesetzt werden dürfen: Edda und Bibel. Schildert uns letztere das damalige Weltengeschehen aus mehr äquatorialen Gebieten, so gibt die Edda die Eindrücke aus den nördlichen Randzonen wieder. Wir erhalten dadurch ein allseitig gerundetes Bild, da beide Teile sich gegenseitig aufs beste ergänzen.

Nach einem kurzen Überblick (Kap. 1) über die Gebiete der Welteislehre, die für die Lösung der mythischen Stoffe in Frage kommen, führt uns das zweite

Kapitel „Weltenkampf und Weltenschöpfung“ an eines der Kernprobleme der Sagenforschung heran. Im Licht der neuen Lehre erkennen wir, daß wir in den Welt schöpfungsgeschichten keine Kosmogonien im eigentlichen Sinne vor uns haben, sondern uralte Menschheitserlebnisse, die den Niederbruch des tertiären Erabanten als allgewaltiges Schicksal, als einen kosmischen Kampf zwischen einem Weltenungeheuer (Riesenmond) und der siegenden Sonne empfinden ließen, nach dessen Bezwingung eine neue Welt (Weltzeitalter) entstand bzw. „erschaffen“ wurde. So erfahren wir denn von Zeiten „vor“ der Schöpfung und erleben das Werk des Weltenschöpfers im Geist und Sinn der damaligen Anschauung. Auch die Bibel macht keine Ausnahme, auch ihre Berichte beruhen wie die anderen auf den Grundlagen der Kosmoteknik. — Die rätselhaften Bilder antiker Denkmäler: Das „feste“ Himmelsgewölbe, der „kosmische“ Ozean, die auf den Stuten des Meeres verankerte Erde und vieles andere mehr bergen für uns ebenfalls keine Geheimnisse mehr.

Auch der Sintflut ist ein besonderes Kapitel (3) gewidmet, aber weniger im Sinne des Buches von Sjöfver, „Weltwenden“ als unter Darlegung wesentlich anderer Gesichtspunkte. Nicht nur ist das Quellenmaterial zum großen Teil neu, neu sind auch die Leitlinien, die die Verwandtschaft der Flutagen mit den Kosmogonien klarstellen und aufzeigen, daß jene große univervelle Überschwemmung auf denselben Grundlagen wie die „Welt schöpfungen“ beruht, daß also die Sintflut nur eine anders geschaute Welt schöpfung bedeutet. — So ist damit die biblische Sintflut (unter steter Berücksichtigung der Quellenkritik) als an falscher Stelle stehend erkannt und kosmoteknisch richtig eingegliedert.

Das neue Weltzeitalter beginnt mit dem Paradiese. Des weiteren lernen wir den Baum der Erkenntnis und des Lebens, das Wasser des Lebens, den Weltenberg und Weltenbaum als Faktoren

kennen und schätzen, die den wenigen Überlebenden den Weg aus einer zerstörten, verschlammten, öden Erde in das goldene Zeitalter wiesen. — Das eigenartige Bild der klugen Paradiesesschlange enthüllt sich uns in seiner Urbedeutung und erklärt, wie die damalige Menschheit die spätere Änderung der Verhältnisse als Sündenfall und Vertreibung aus dem Paradies auffassen mußte. — Ein Blick in die nordischen Randgebiete gibt an Hand urgermanischer Sagen ein fesselndes Bild vom Rückgang der nachsintflutlichen Gletschermassen.

Durch die Welteislehre erscheint auch der Ahnenkult (Gottesverehrung, Kap. 5) in ganz neuem Lichte und gibt (in Verbindung mit dem Sonnenkult) ungezwungen die Erklärung für die Vergöttlichung des Sintfluthelden und seiner Familie. — Ganz neue Perspektiven geben die damit zusammenhängenden Riesenagen. An Hand eines übersichtlich geordneten Materials zeigt der Verfasser, daß die Riesenagen auf dreifacher Grundlage beruhen und zum Teil sogar bis in die Sekundärzeit zurückreichen.

Vollkommen neu dürfte der Inhalt des Kapitels Turmbauten und Pyramiden sein. Erstmals ist hier in Verbindung der Mythologie mit der Welteislehre die Urbedeutung jener gigantischen Werke als Schutz gegen Sint- und Feuersfluten klargelegt und der Weg gemiesen, wie diese massigen Bauten später zum Tempel und schließlich zu riesenhaften Grabmalen werden mußten. — An Hand wichtiger Quellen ist auch die Edda an dies reiche Sagengut angegeschlossen und damit der Faden aufgezeigt, der einesteils von Atlantis nach dem Westbaltikum führt, andernteils aufhebt, in welcher eigenartiger Verbindung der Garten Eden, Atlantis und Asgard miteinander stehen.

In ungestörter Ruhe von Jahrhunderttausenden, vielleicht Jahrmillionen rollt das Weltgeschehen weiter . . . Da stören neue kosmische Ungeheuer den heiteren Frieden der Menschheit und mahnen an bevorstehende ernste Zeiten. Der (letzte)

Mondeinfang mit all seinen Schrecken, mit all seinen rätselhaften kosmischen Bildern, Atlantiskatastrophen, riesigen Ebbeerscheinungen, zieht nach den Urberichten der Edda und Offenbarung an unserm Auge vorüber. Im Anschluß daran erhalten wir Aufschluß über das geheime Wissen der alten Weisen, die auf Grund der Überlieferung aus verflochtenen Aonen über Herkunft und Zukunft des Mondes (des Geniszwolfes, des Tieres der Offenbarung) genau unterrichtet waren!

Nach verhältnismäßig kurzer Ruhe wird abermals die Szenerie gewaltig und packend. Mit sich steigender hochdramatischer Wirkung halten die beiden nächsten Kapitel: Drachensefflung und Drachensbefreiung und Götterdämmerung und Jüngstes Gericht das Interesse des Lesers gefangen. Wieder sind es Edda und Offenbarung, die uns in düsteren, unheil-, schwangeren Bildern die Kunde vom dem näher kommenden, weiter und weiter wachsenden Mondungeheuer übermitteln. Wir erleben den Eintritt des eintägigen Monats als Sefflung des Wolfes oder des Drachen und fühlen den Schritt des ehernen Weltenschicksals, das die Menschheit beim Losriß des Drachen (Mondes) aus dem stationären Stadium unter allgewaltigen Katastrophen in Angst und Schrecken stürzte. — Das Schicksal der Erde erfüllt sich! Langsam schleichend naht die furchtbare Eiszeit, die in dem gräßlichen Simbulwinter der Edda gipfelt, der die Menschen entarten und schlecht werden ließ. Und abermals fühlen wir das innerliche Erschauern und Erbeben in den Seelen unserer Ahnen, die diese ungeheuerliche Weltenwende des (als künftig geschaute) Mondzerfalls durchlebten und als Götterdämmerung und Jüngstes Gericht (grundsätzlich gleich Schöpfung!) überlieferten. Die Siegel der Offenbarung lösen sich. Ja, die ganze Apokalypse bietet im Licht der Welteislehre keine Rätsel mehr. Wir verstehen ihre seltsame Bilder-

sprache und können mit ihr bewußt in der Zukunft lesen.

Wohl das wichtigste Kapitel des Buches ist der Abschnitt Erdenchicksal und Religionsgeschichte. Ohne Übertreibung dürfen wir sagen, daß damit grundsätzlich der gesamten religionsgeschichtlichen Forschung neue Wege gewiesen sind. Auf Gottes- und Teufelsvorstellungen fällt ungeahntes Licht. Dualismus und Trinität, Sünde, Tod und Auferstehung, der Leidende, erlösende und richtende Messias, Taufe, Abendmahl und Opfer und vieles andere mehr werden auf ihren wahren Uegrund zurückgeführt. Sie zeigen Perspektiven, die auch für das metaphysische (religiöse) Problem von höchster Wichtigkeit zu werden versprechen. — Hier wie überall sind die großen Zusammenhänge gewahrt, die Vorstellungen des ganzen Erdballs zueinander in Beziehung setzt und auf eine einheitliche Grundformel gebracht. Sorgfältige Quellenangaben und zahlreiche Anmerkungen werfen auf weitere Probleme Streiflichter, die sekundär mit den Grundvorstellungen zusammenhängen.

Das letzte Kapitel „Weltzeitalter“ faßt die gewonnenen Erkenntnisse zusammen. Ein ungeheures Blickfeld menschlicher Erfahrung, das (wahrscheinlich) von der Steinkohlenzeit über drei Mondauflösungen hinweg bis zur Gegenwart führt, taucht vor unsern unglaublich schauenden Augen auf. Es lehrt, wie der Mensch auf Grund des über Millionen von Jahren rückwärts reichenden Urwissens und der darauf erwachsenen Weltzeitalterlehre bewußt in die Zukunft schauen und in Götterdämmerung und Apokalypse die kommenden Dinge der Nachwelt offenbaren konnte.

Wir können uns keinen besseren Anwalt für die Richtigkeit der Welteislehre wünschen als die Mythologie. Sie bestätigt das gewaltige Werk Hanns Hörbigers für die in Frage kommenden Gebiete nicht nur restlos, sondern erweitert und ergänzt es in ganz unvorhersehener Weise.

—h—.